

Richard Ohl

## Feuertaufe eines Immigranten.



*präsentiert und herausgegeben von*



Herausgegeben als Graue- Feder- eBook im Juni 2002, alle Rechte beim Autor.

1. Auflage des eBooks

Layout: Christian Grebe

Die Graue Feder im Internet: [www.graue-feder.de](http://www.graue-feder.de)  
Kontakt: [webmaster@graue-feder.de](mailto:webmaster@graue-feder.de)

© der Originalauflage bei Richard Ohl, 1. Juli 1999

Die mit © gekennzeichneten Paragraphen wurden vom Autoren aus der Microsoft Entcarta 1997 übernommen.

### **Der Autor:**

Richard Ohl  
6496 179th Street,  
Surrey, B.C.  
V3S 7J8

Tel. 576-0572

E-Mail: [rico31@home.com](mailto:rico31@home.com)

Homepage: <http://members.hom.net/rico31>

Surrey, den 1. Juli 1999

Lieber Leser,

In meinem Bericht, „Feuerteufel eines Greenhorns“ habe ich versucht meine Eindrücke und Erlebnisse so genau wie möglich zu schildern.

Die Genauigkeit der Beschreibungen waren mir wichtiger, als die Grammatik oder Rechtschreibung, da ich mir sehr wohl bewusst bin, wie sehr sich mein Wissen der deutschen Sprache verringert hat.

Ich bitte die Experten und Perfektionierten nicht zu hart mit mir ins Gericht zu gehen.

Mein Bericht entstand aus dem Wunsch meinen Kindern und Enkelkindern ein Vermächtnis zu hinterlassen. Auf dringen von Freunden entschloss ich mich ihn auch anderen zur Unterhaltung anzubieten.

Ich bin sicher, dass manch ein Leser Parallelen zu seinen eigenen Erfahrungen findet und seinen Kindern sagen kann: „So ähnlich ist es mir auch gegangen!“

Ich habe erfahren, dass man sich in zwei Länder wohl fühlen, beide lieben kann. Dieses Land gab mir mehr, als es vor so vielen Jahren versprach. Den Kanadiern danke ich dafür.

Viel Vergnügen beim Lesen!

Ihr (immer noch ein Greenhorn)

Richard Ohl

*Am 16. Mai 1953 landete die HMS Neptunia den Passagier, Richard Ohl, 22 Jahre alt, in Halifax, Kanada. Dies ist eine Erzählung über seine Erlebnisse im ersten Jahr der Immigration.*

## **1. Der Bauernfang**

Die Ankunft in kanadischen Gewässern hatte ich verschlafen. Als ich am Morgen des 16. Mai erwachte, bemerkte ich sofort die ungewöhnliche Ruhe. Es dauerte einige Sekunden, bis ich eine Erklärung hatte. Die Neptunia hatte angelegt, war vertäut, die riesigen Motoren ruhten und das Schiff war im Begriff seine Passagiere los zu werden.

Frühstück war vergessen, Zähne putzen auch, denn ich musste mir zuerst das Land ansehen, welches für einige Zeit meine Heimat sein würde.

Was ich vom Schiff von meiner neuen Wahlheimat zuerst sah, ähnelte dem Kolumbus Kai in Bremerhafen, wie ein Ei dem anderen. Die Häuser sahen aber ganz anders aus. Sie schienen ganz aus Holz gebaut zu sein. Da eine Straße im rechten Winkel zum Kai lag und schnurgerade von weit her, bis zum Kai hin führte, konnte ich sie völlig einsehen.

Die Bauweise der Häuser waren so unterschiedlich von einander, dass von einer Einheit des ganzen nicht die Rede sein konnte.. Farblich machten sie es dem Regenbogen nach. Besonders erstaunten mich die Holzmasten, die am Rande der Straße Strom- und Telefondrähte bis hin zum Horizont und weiter, führten. Überall sah ich Unrat herum liegen. Die Straße erschien verkommen und ungepflegt. Europäische Züge waren in diesem Meer von Häusern und Kneipen nirgendwo zu erkennen. Dann fiel mir auf, die Straße erschien, wie ausgestorben. Ein ganz ungewöhnlicher Anblick, im Vergleich zu den vollen Straßen deutscher Städte.

Ich erinnere mich noch an das Wunder, welches ich empfand, als ich dann kanadischen Boden betrat. An irgend welche Bedenken kann ich mich nicht erinnern. Ich hätte sie haben sollen, denn diesmal würde ich auf mich selbst angewiesen sein. Das Gegenteil empfand ich. Ich wollte weiter, ich wollte mit mein Jahr auf der Farm beginnen.



Da war ich also, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten, oder dessen Nachbarland diesen Ruhm für sich in Anspruch nahm.

Ich hatte etwas weniger als \$7.00 in der Tasche. Die hatte ich am vorletzten Tag bei einem

Pferderennenspiel gewonnen. In der Hand trug ich meinen ganzen weltlichen Besitz in einem kleinen, alten Koffer, der viel mehr gereist hatte, als ich. Ein Plus konnte ich an diesem Morgen allerdings verzeichnen. Ich hatte den anderen Einwandern eins voraus, ich sprach die Sprache des Landes ziemlich gut.

Wir wurden in einer großen Halle von einem Beamten der Einwanderungsbehörde herzlich Willkommen geheißen. Um mich herum hörte ich den einen oder anderen Immigranten fragen:

„Was sagt er?“

„Wo sollen wir hin gebracht werden?“

Die Formalitäten dauerten für mich viel zu lange.

Dann war es so weit. Auf der gegen-überliegenden Seite von der wir in die Halle eingetreten waren, war ein Ausgang, durch den wir nun geführt wurden. Draußen befanden wir uns auf einem Bahnsteig, wo ein Personenzug auf uns zu warten schien.

Der Zug bestand aus vielen Wagen. In jedem Wagen befand sich der Durchgang in der Mitte. Links und rechts Holzbänke für je zwei Personen, mit einem Fenster, welches kleiner war, als die der DB. Die Bänke ließen sich drehen, so dass sich Passagiere gegenüber sitzen konnten. Später fanden wir auch einen Speisewagen in der Mitte des Zuges. Dort wurden wir während der zwei Tage dauernden Fahrt sehr gut gepflegt.

Ich verliebte mich in das Land in diesen zwei Tagen. Man kann es Liebe auf den ersten Blick nennen. Stundenlang fuhren wir durch Wälder ohne je ein Dorf oder eine Stadt zu sehen. Man muss diese ungeheure Leere und Weite selber kennen lernen, erklären lässt es sich nicht, wie diese harte Schönheit und diese schreiende Leere das Herz erobert. Ich kann es mir selbst nicht erklären. Mir war aber schon am Ende dieser ersten, meiner vielen Reisen, klar, dass mir Kanada sehr gefallen würde.

## 2. Ein kurzer Rückblick

Wie kam es dazu, dass der einzige Sohn liebender Eltern ihnen und seinem geordnetem Leben anscheinend sehr unbedacht, Lebewohl sagte, um über 4000 Meilen weit entfernt sein Glück zu suchen?

Vielleicht war es auch mehr, als Glück, welches er suchte? Vielleicht war es der Wunsch nach Unabhängigkeit von seinem Vater? Oder vielleicht nur die Lust nach Abenteuern? Wer weiß, was einen jungen Menschen treibt, der im Krieg zum Teenager heranwuchs, und dessen Welten am Ende dieses Krieges zusammenbrach. Vielleicht wollte er nicht länger Deutscher sein, sondern untertauchen in einem unbeflecktem Land. Was immer ihn trieb, hier würde es sich zeigen, aus welchem Holz er geschnitzt war.

Nach dem Abschluss der Mittleren Reife konnte ich nicht wählen, sondern musste die Lehrstelle annehmen, die mein Vater für mich, glücklicher weise, wie er mir immer wieder einbläute, gefunden hatte. Ich musste Kaufmann werden.

Es wurde mir und meinem Lehrherrn bald klar, dass ich wenig Eignung zu diesem Beruf hatte. Trotzdem, wir gaben uns beide Mühe. So verging die Zeit mit Ach und Krach.

Als ich wieder frei war, entschloss ich mich Uniform an zu ziehen. Ich bewarb mich um eine Anstellung beim Bundesgrenzschutz. Zu der Zeit war mir nicht bewusst, dass das Angebot von Bewerbern sehr gering war. Die Mehrzahl der 18 bis 30 Jährigen hatte keinen Appetit auf strammstehen, zackig grüßen, Jawohl brüllen. Das war nicht erstaunlich, oder?

Ich war zwischen Uniformen aufgewachsen, lebte sogar zwei Jahre lang neben dem Exerzierplatz eines Kavallerie Regimentes. Wohl dadurch hatte ich die meiste Zeit meines jungen Lebens davon geträumt Soldat zu werden, wie mein Vater.

Ich erinnere mich an mein Interview mit dem Kommandanten der BGS Schule in St. Hubertus, außerhalb Lübecks. Es dauerte nur wenige Minuten. Er wollte eigentlich nur wissen, ob ich musikalisch sei und ließ mich zur Probe ein Lied pfeifen. Ich muss wohl zu seiner Befriedigung gepfiffen haben, denn er schickte mich zum Fernmeldeausbildungszug. Ich sollte Funker werden. Damit war mein Schicksal besiegelt. Das ahnte ich aber damals noch nicht.



Ich begann mit  
großem Eifer meine  
di-da-di-dits zu  
lernen. Nahm auch  
alles andere Neue in  
mich auf, so wie ein  
Schwamm

Flüssigkeit. Ich lernte grüßen, marschieren, putzen, und wurde in Staatskunde eingeführt.

Nach der sechs monatigen Ausbildung wurden wir alle zusammen zur Stabshundertschaft versetzt. Diese war in der Pionier Kaserne untergebracht, zusammen mit vier Jäger Hundertschaften des BGS. Zusammen stellten wir den BGS West 1 da. Weitere Ausbildung und Einsatz im Drei Ländereck, Eifel folgten. Alles gefiel mir, bis auf eins:

Wir waren inzwischen zwar zu Beamten auf Widerruf ernannt worden, aber gleichzeitig mit der Vereidigung, wurde uns mitgeteilt, dass sobald wir das 27. Lebensjahr erreichen, eine Entlassung und Rückkehr in den Zivilberuf unabänderlich sei.



Inzwischen  
waren fast drei Jahre  
vergangen. Unsere  
Ausbildung war schon  
lange beendet. Wir  
wurden zu den  
„Alten“ gezählt und  
genossen viele  
Vergünstigungen.  
Meine Kameraden  
und ich taten schon  
viele Monate  
langweiligen  
Schichtdienst im

ehemaligen Stabsgebäude der Mesenkaserne. Wir hörten den Funkverkehr der DDR ab. Viel gab es nicht zu tun, deshalb wurde oft über die zu erwartende Rückkehr in das zivile Leben diskutiert.

### 3. Ich gehe nach Kanada

Wer zuerst über eine Auswanderung nach Kanada sprach, weiß ich nicht mehr. Das Thema kam aber immer wieder vor. Da ich der einzige Englischsprecher war, wurde ich erwählt, mich beim kanadischen Konsulat in Hannover nach den Bedingungen zu erkundigen.

Die Antwort informierte uns, dass Kanada erfahrene Landarbeiter suche. Auserwählte Arbeiter könnten Löhne bis zu \$100.00 im Monat, bei freier Verpflegung und Unterkunft erwarten. Die Regierung würde den Betrag für die Arbeiter Überfahrt vorstrecken. Der Betrag von \$180 würden nicht verlangt werden, solange der Arbeiter ein ganzes Jahr auf einer Farm arbeitet. Danach würde die Immigration anerkannt und der Arbeiter sei frei im Land für immer zu verbleiben. Sollte das Arbeitsverhältnis innerhalb des Jahres vom Arbeiter gebrochen werden, müsse die Überfahrt von ihm voll bezahlt werden, ehe er den Einwanderer Status erhält. Der Arbeitgeber habe die Pflicht von dem Gehalt monatlich eine Summe an die Immigrationsbehörde zu überweisen. Nach Erfüllung des Vertrages, würde der volle Betrag an den Arbeiter zurück bezahlt.



Es waren fünf Anträge, die ich ausfüllte. Meinen eigenen und die, der vier anderen Männer, die sich ebenfalls entschlossen hatten, dieses Angebot anzunehmen. Ich

gab bei allen Bewerbern fast gleiche Erfahrungen in der Landarbeit an. Aus nie geklärtem Grund, kam aber nur eine Einladung zurück. Sie war an mich adressiert und besagte, ich solle zur Prüfung am soundso vielsten nach Hannover kommen.

Von Landarbeit hatte ich wenig Erfahrung. Ich hatte zwar mal während des Krieges in den Sommerferien auf einem Bauernhof gearbeitet, aber nichts brauchbares gelernt. Einer meiner Kameraden versuchte mir etwas Wissen bei zu bringen. So zeigte er mir Bilder von den verschiedenen Kornarten. Als ich zur befohlenen Zeit das Konsulat betrat, hatte ich immer noch keine Ahnung von tuten und blasen.

Nach dem ich mich gemeldet und mein ärztliches Attest abgegeben hatte, hieß es warten. Ich war nicht der Einzige der das tat. Das Wartezimmer war mit jungen Männer und Mädchen gefüllt.



Die meisten sahen aus, als kämen sie gerade vom Bauernhof, braungebrannt und strotzend vor Kraft. Dann war ich an der Reihe. In einem Flur sah ich eine Reihe von nummerierte Türen. Ich klopfte und auf

„Herein!“

öffnete die Tür. Mir sind nur noch zwei kurze Interviews im Gedächtnis. Das erste blieb hängen, weil ich nach dem Eintreten mit:

„Heil Hitler!“ begrüßt wurde.

Ganz verblüfft antwortete ich:

„Heil Hitler!“

„Aah ha,“ sagte der Mann, der mich, hinter einem Schreibtisch verschanzt sitzend, lächelnd ansah.

„Warst Du in der Hitlerjugend?“

„Ja, natürlich!“

„Was ein Wunder,“ antwortete er erstaunt.

„Ich habe noch nicht viele Männer interviewt, die das so ohne mit der Wimper zu zucken, zugaben?“

„Warum sollte ich nicht die Wahrheit sagen? Jeder weiß doch, dass wir gar keine andere Wahl hatten?“

Ich muss wohl Muster passiert haben, denn er entließ mich und schickte mich ins Nachbarzimmer.

Dort zeigte mir der Beamte eine Reihe von Reagenzgläsern. Jedes enthielt eine andere Art Korn. Ich sollte sie benennen. Aus fünf erkannte ich drei. Dann sah er sich meine Hände an.

„Na, die sehen aber nicht aus, als ob Du auf einem Bauernhof arbeitest. Die haben keine harte Arbeit gesehen?“

„Ich arbeite auch nicht mehr auf einem Bauernhof,“ antwortete ich ihm, „ich bin seit einigen Jahren Funker beim BGS.“

An mehr kann ich mich nicht erinnern. Es dauerte nur einige Wochen, dann erhielt ich das Datum meiner Ausreise. Am 6. Mai 1953 sollte ich mich in einem Lager in Bremerhaven melden. Das war ein Tag nach meinen 22. Geburtstag. Ich nahm das als ein gutes Omen an. Es dauerte eine ganze Reihe von Jahren bis ich überzeugt war, dass Mai mein Glücksmonat ist.

Hätte mich jemand gefragt, warum ich nach Kanada reise, wäre mir die Antwort leicht über die Lippen gekommen. Über die Richtigkeit hätte ich keine Zweifel gehabt. Ich war ja so ein großes Greenhorn damals.

Mein Plan, wenn ich es so nennen darf, wurde aus meinem Interesse für alles was mit dem Gebiet des Fernmeldewesen zu tun hatte, geboren. Zum ersten Mal in meinem jungen Leben, hatte ich dort nämlich etwas gefunden, dass mich wirklich interessierte und ich nicht langweilig fand. Als Funker konnte ich einen

faszinierenden Beruf ausüben, und gleichzeitig meinen Hunger andere Welten kennen zu lernen, befriedigen.

Kanada würde mir die Gelegenheit geben genügend Geld zu sparen und zwei Fremdsprachen zu lernen. Wenn nötig würde ich länger, als ein Jahr auf dem Land arbeiten, solange jedenfalls, bis ich die Rückreise und die Gebühren für eine Ausbildung, als Funker an der Funkerschule Hamburg bezahlen könnte. Fremdsprachen war eine der Vorbedingungen, die erfüllt werden mussten.

Was dann in den wenigen Monaten, die mir noch blieben, alles geschah gehört hier nicht hin. Meiner Mutter fiel der Abschied nicht leicht. An dem Tag, an dem ihr einziger Sohn sein Heimatland verließ, schlief sie Nachts nur noch selten ohne die Hilfe von



Medikamenten. Ich war zu sehr benebelt von Abenteuerlust, zu egoistisch, um mich mehr als nur oberflächlich um die Gefühle von liebenden Menschen zu kümmern.

Meinen Geburtstag, der auf den 5. Mai fällt und mein Abschied von allen und allem, feierte ich zusammen mit meinen Eltern bei meiner Tante in Vegesack. Alle Beteiligten gaben sich große Mühe meinen letzten Tag so schön wie möglich zu gestalten. Für das Geburtstagskind verging der Tag viel zu langsam. Es wollte so schnell wie möglich fort. Allein schon um nicht in die traurigen Augen seiner Mutter schauen zu müssen.

Am folgenden Tag fuhr die ganze Gesellschaft nach Bremerhaven, wo sie zusammen mit mir das Schiff besichtigten und mich noch einmal in die Mitte nehmen konnten. Dann hieß es:

„Alle Besucher werden aufgefordert, das Schiff zu verlassen!“

Die Bordkapelle spielte: „Muss i denn...“. Die Passagiere standen überall an der Reling und ein Meer von Taschentüchern wurden von ausgestreckten Armen mutig hin und her bewegt, obwohl manche Taschentuchbesitzer das auf dem Kolumbus Kai versammelte Volk nur undeutlich erkennen konnte, da die Augen zu feucht geworden waren. Der Raum zwischen Kai und Schiff vergrößerte sich immer mehr. Die Fahrt des Schiffes verschnellte sich, so dass nur die ganz jungen Menschen noch Schritt halten



konnten. Am Ende des Kais blieb ihnen dann nur noch ein letzter Blick auf das Heck mit der Fahne des schwedischen Passagierschiffes.

Die Überfahrt dauerte sieben Tage. Ehe wir aber Kurs auf Kanada nahmen, machten wir einen Besuch in Le Havre und Plymouth. Das heißt, wir ankerten und Post und Passagiere wurden mit einem Boot zur Neptunia gebracht.

Für mich waren es unvergessliche Stunden, weil es die ersten in meinem Leben waren, in denen ich das Ufer und das sich von dort ausbreitende Land eines fremden Landes beobachten konnte. Unwillkürlich erwachten die Empfindungen, die mich während des nicht all zu fern in der Vergangenheit liegenden Krieges bewegten. Wie wundervoll, dass ich hier an der Reling stehen durfte und dies friedliche Panorama solange anschauen konnte, wie ich wollte.

Jeder Tag auf diesem Dampfer brachte neue Erlebnisse, neue Bekanntschaften, sehr gutes Essen und viele Unterhaltungsmöglichkeiten. Eigentlich vergingen die Tage und Nächte viel zu schnell.

Das Wetter war so gut während der ganzen Überfahrt, dass niemand fehlte, wenn zum Essen gebeten wurde. Neu für uns war auch, dass wir jeden Abend die Uhr eine Stunde zurück stellen mussten. Warum das so war, lernte ich jetzt. Es erschien mir als komisch ins Bett zu gehen, wenn die Menschen in Europa im Begriff sind aufzustehen. Viel zu schnell kam der Morgen an dem sich das Schiff nicht mehr bewegte. Der Gedanke: Raus aus der Koje und rauf an Deck, setzte ich sofort in die Tat um.

Die Bahnfahrt durch Nova Scotia, New Brunswick, Quebec verlief ohne besondere Vorkommnisse. Ich erinnere mich an junge

Menschen, die lachten, Karten spielten, Briefe schrieben, nachdenklich zum Fenster hinaus starrten, und versuchten zu schlafen.

Willy, Henry und ein vierter, Christian genannt und ich, blieben auch im Zug zusammen. Christian war der Einzige von uns, der wirklich etwas von der Landwirtschaft verstand. Er kam von einem Bauernhof. Er hatte Landwirtschaft studiert und war auf dem Weg zu einem entfernten Verwandten, der in Manitoba eine Farm besaß. Sein Plan war den Zug bei der ersten passenden Gelegenheit heimlich zu verlassen und sich unsichtbar zu machen. Er war tatsächlich irgendwann vor Montreal tatsächlich verschwunden. Fast ein Jahr später, während einer abenteuerlichen Reise zum Pazifik, würden Willy und ich, Christian besuchen und uns an seinem Erfolg erfreuen.

In Montreal warteten Busse auf uns. Sie brachten uns nach einem Auffanglager, welches während des Krieges wohl Soldaten bewohnten, ehe sie auf Schiffe verladen wurden. Ich werde die Busfahrt nie vergessen. Der Fahrer fuhr den Bus, als hänge sein Leben von einer schnellen Ankunft ab. Ich befürchtete hingegen, wir würden nie heil ankommen. Wir kamen aber heil an, aber nur weil es unser Schutzengel so wollte.

Der Nachmittag war frei. Man erlaubte uns tatsächlich die Stadt ohne Bewacher zu besuchen. Montreal ist die zweit größte Stadt Kanadas. Der Großteil der Bewohner, Franco Kanadier. Ehemalige Nachbarn von uns waren ausgewandert und wohnten und arbeiteten als Hausmeister Ehepaar in Montreal. Ich verließ das Lager, zum ersten Mal allein und machte mich auf den Weg, sie zu besuchen. Ich benutzte dazu eine Straßenbahn. Oh Wunder, die sah fast genau so aus, wie unsere in Lübeck.

Sie war auch so voll wie unsere. Jeder hatte Tuchföhlung mit seinen Nächsten. Ich wusste natürlich nicht, wann ich aussteigen musste und fragte die allgemeine Nachbarschaft in meinem Englisch mit deutschen Akzent um Auskunft. Irgend jemand hinter meinem Rücken gab mir eine Antwort. Zu meinen großen Erstaunen sprach der Besitzer der männlichen Stimme in Deutsch.

Mit einiger Mühe und ein oder zwei ungeduldige Blicke von meinen Mitfahrern, sah ich den Sprecher unglaublich an.

Der Sprecher war einen Kopf größer, als alle andere auf der Plattform der Straßenbahn. Er weihte sich an meiner Überraschung und lachte mich an. Dabei zeigte er mir die weißesten Zähne, die ich je gesehen habe. Er war ein Afrikaner, schwarz wie die Nacht.

Das war erstaunlich, noch erstaunlicher aber war, was der Mann anhatte. Einen schwarzen Zylinder auf dem Kopf und ein Smokingjacke über einem schneeweißen Hemd. Die Schuhe konnte ich nicht sehen, aber ich hätte meine sieben Dollar gewettet, dass er teure und hoch glänzende Lackschuhe an den Füßen hatte.

Da standen wir zwei auf einer Straßenbahnplattform, getrennt von einander durch andere Menschen und unterhielten uns in Deutsch. Ich hätte am liebsten laut gelacht, so komisch kam mir die ganze Sache vor.

Wenn ich mir vorstelle, dass mein erstes Gespräch mit einem Kanadier in Deutsch statt fand, schüttelte ich heute noch vor Erstaunen meinen graues Haupt. Es stellte sich dann heraus, das er viele Jahre in Berlin in einem Kabarett gearbeitet hatte, und kurz vor Anfang des Krieges nach Kanada zurück gekehrt war.

Später hatte ich dann meine zweite Überraschung. Sie kam sofort, nach dem ich mich an einen Tisch in einem Restaurant setzte. Es war wohl nichts ungewöhnliches an der Tatsache, dass eine hübsche „Kellnerin“ sofort erschien und mir die Speisekarte reichte, was ungewöhnlich war, dass sie mit einer großen mit Wasser gefüllten Karaffe kurz danach zurück kehrte und ein schon dastehendes Glas mit Wasser und Eisstücken füllte. - Wasser in einem Restaurant? - Andere Länder, andere Sitten - kam mir in den Sinn.

Ich bestellte mir ein halbes Huhn mit Fritten. Mein erstes selbst bezahltes Essen. Es schmeckte vorzüglich. Mein Vater hat immer behauptet, dass man Knochen unter zwei Pfund in die Hand nehmen darf und war immer mit gutem Beispiel zur Tat übergegangen. Meine Finger waren deshalb zum Ende der Mahlzeit voller Fett. Nachdem meine Kellnerin abgeräumt hatte, kehrte sie mit einer Schale zurück, die sie mit heißen Wasser gefüllt, dampfend vor mich hin stellte. Ein Stückchen Zitrone und ein heißes Stück Papier, welches auseinander gefaltet, einen Zitronen Geruch von sich gab, lagen neben der Schale auf dem Teller.

Also so dumm, wie ich vielleicht in dem Augenblick ausgesehen haben mag, war Vaters Sohn doch nicht. Denn es schien klar zu sein, dass ich mich vor aller Augen zu waschen hatte, oder den Ruf Deutschlands gefährden würde? Hände in die Schüssel getaucht, Also gebrauchte ich Zitrone für die Hände und Papier für den Mund machte alle drei sauber und zu Schluss tauchte beide in die Schüssel? Nein, nur die Hände. Als dann der Tee vor mir stand und duftete, der Zigarettenrauch ganz faul in die Höhe zur Decke strebte, da war der junge Immigrant stolz auf sich und zufrieden mit seinem Los.

Ziemlich stolz auf mich war ich auch, als ich das Haus in dem die Bekannten arbeiteten und wohnten, fand. Sie waren Zuhause und erfreut mich zu sehen. Die Plauderstunde verging viel zu rasch. Es war für mich leicht zu erkennen, dass sie sich wohl fühlten und mit ihrer Behandlung von ihren Arbeitgeber zufrieden waren. Manches was sie mir über ihre kanadischen Erfahrungen erzählten, sollte mir später helfen. Ich habe sie nie wieder gesehen. Meine Rückkehr verlief ohne Zwischenfälle.

Als ich meiner Baracke näherte, bemerkte ich zufällig, dass ihre Rückenwand an ein Eisenbahngleis grenzte. Ihr fragt: Na und?

In der Nacht wäre ich dann nämlich fast aus dem Bett gefallen. Einen Augenblick lang war ich auch sicher, dass mein Leben vorüber war.

Wir alle wurden von einem Lärm geweckt, der das Ende der Welt anzusagen schien. Doch dann erkannte ich sehr schnell, dass der gellende Ton von einem Horn gemacht wurde. Er wurde so laut, dass ich mir die Ohren zu hielt und hoffte er würde aufhören. Gleichzeitig begann die Baracke zu wackeln und zu dem Horn gesellten sich hunderte von Rädern hören, deren dissonantes Lied wir nicht entrinnen konnten. wie sie über die winzigen Zwischenräume der Schienen liefen. Ratatat, Ratatat, Ratatat, es schien kein Ende zu nehmen. Endlich war der Spuk vorüber, mir wurde klar, dass ich noch lebte. In der Nacht wiederholte sich dieser Wahnsinn noch zwei Mal.

Es gibt nur wenige Straßenkreuzungen in Kanada die durch Schranken gesichert sind. Deshalb tutet jeder Zugführer vor jeder Kreuzung sein Horn. Der Mann, der die Signallaute komponierte, er komponierte eine Reihe von Variationen, starb. Ich wünsche ihm die Ruhe die er verdient, kann mir aber vorstellen, dass wo immer er jetzt sein mag, von dem Lärm wird er auch dort nicht verschont sein.

#### 4. Auf dem Land

Was in Montreal dann folgte war, für einige von uns die Verfrachtung nach Ottawa. Unsere Glücksfee wollte es, dass wir drei auch diesmal wieder zusammen waren. Die Fahrt dauerte nur einige Stunden. Dieses Mal halfen uns unsere gesammelten Erfahrungen dem Ziel in einiger Ruhe entgegen zu sehen.

Wir waren um die 20 junge Männer, die zusammen an einem Ende eines Abteils zusammen saßen und von einem Beamten, der Immigration Behörde betreut wurden. Nach jedem Halt schien er die Häupter seiner Schafe zu zählen und sichtlich aufzuatmen wenn wieder alle da waren. Vom Ottawa Bahnhof ging es mit dem Bus ins Innere der Stadt. Diesmal mit gemütlicher Ruhe und dem Einhalten aller Straßenordnungen.

Der Bus hielt direkt vor dem Hintereingang eines großen Gebäudes. Monate später würde ich lernen, dass es sich hier um das Arbeitsamt handelte. Am Busausgang stand auf jeder Seite ein uniformierter Mann.

Diese Männer arbeiten, nach ihrer Entlassung aus der Armee, Luftwaffe, Marine, oft für eine Organisation, die man in Deutschland wohl als Wach und Schließgesellschaft kennt. Sie leiht Arbeitskräfte überall dort aus, wo man billige Aufsichtsbeamte braucht. Damit ist den Ämtern und privaten Unternehmen gedient und Pensionäre sind beschäftigt und verdienen etwas und können so ihre Pension etwas verbessern.

Hinter diesen Wachmännern standen auf beiden Seiten eine Reihe von Zivilisten. Einige von ihnen machten den Versuch dem einen oder anderen von uns etwas zu sagen, wurden aber daran von den Wächtern verhindert. Es sah so aus, als ob man auch auf einen Ausbruch vorbereitete war. Mir gab das jedenfalls etwas zu denken.

Man führte uns in ein Zimmer, welches anstelle einer Zimmerdecke einen Laufsteg hatte, der vielleicht zwei Meter in das Zimmer hinaus ragte und durch eine Tür betreten werden konnte. Der Steg war so gebaut, dass eine Person darauf an der Wand entlang, rund um das Zimmer gehen, und den unteren Raum und dessen Insassen bequem sehen konnte.

Dort standen wir Immigranten nun und schauten das Zimmer und uns ziemlich dumm an. Es schien mir, als sei ich ein Ware, die nun bald versteigert werden sollte. Wir brauchten nicht lange zu warten, bis sich die Tür öffnete und eine Reihe von Männern den Steg betraten und sich rund um das Zimmer mehr oder weniger verteilten. Es waren fast alle groß erscheinende Männer, in Arbeitskleidern, die sie für Eingeweihte, als Farmer abgestempelt hätten. Rote Gesichter, aus denen bei manchen eine dicke Zigarren hervor streckte und die Luft verpesten half sahen auf uns herab.

Ihrer ganze Haltung, ihre Gesichtsausdrücke erweckte in mir ein Gefühl von Bedrohung und Hilflosigkeit..

Sie sahen auf uns herunter, während sie sich laut mit einander und einem Beamten unterhielten. Zuerst ein Farmer, dann ein anderer zeigte auf den einen oder anderen von uns.. Der so Auserwählte musste seinen Namen nennen und ich konnte hören:

„Den nehme ich!“

Fast wie ein Handschlag zwischen Pferdehändlern, die sich auf einen Preis geeinigt hatten.

Ich wäre gar nicht erstaunt gewesen, wenn der eine oder andere nach unten in den Raum zu uns gekommen wäre, um uns in den Mund zu schauen, um festzustellen, wie alt wir sind und ob unser Kauwerk in Ordnung ist.

Plötzlich hörte ich, wie jemand laut nach jemandem verlangte, der Englisch spräche. Ich sah hinauf und bemerkte einen kleineren Mann in einem Anzug, Schlips usw. der über das Gelände gebeugt, zu uns runter schaute.

Ich meldete mich in dem ich meine Hand erhob, und auf die Frage nach meinem Namen, nannte den selben. Ich hatte gerade meinen Boss getroffen.

Er brachte mich in seinem Auto nach seiner Farm, nach dem er mir in einem Geschäft Arbeitskleidung und Schuhe kaufte, deren Kosten von meinem Lohn abgezogen würde. Es war eine lange Autofahrt für deutsche Begriffe, ein Katzensprung für kanadische. Nach dem wir von der Landstraße abgezweigt waren, konnte ich von weiten schon den Bauernhof erkennen. Dieser war fast ganz in weiß gehalten mit einem roten Dach. Neben dem Wohngebäude eine Reihe von gut erhaltenen Scheunen und Ställen. Alles sah sauber aus und schien in guter Verfassung zu sein.

Als wir ausgestiegen, näherte sich uns eine ältere korpulente Frau und ein Mann mittleren Alters. Sie begrüßten meinen Boss, der mich dann als den Neuen vorstellte. Er gab zu verstehen, dass man mich in den ersten Tagen nicht überarbeiten solle und mich vielleicht zuerst im Kuhstall arbeiten zu lassen. Auf keinen Fall sollte man mich an die Maschinen lassen, ohne vorher genau zu erklären wie sie funktionieren.

Danach drehte er sich um und ging zu seinem Auto zurück, winkte noch einmal und fuhr davon. Auf dem Weg ins Haus, erklärte mir Marie, die Haushälterin, dass unser Boss Hazen Argue hieße, Mitglied des kanadischen Parlaments sei und diese Farm ein Hobby von ihm ist.

Ich wurde sehr gut behandelt. So als sei ich schon seit langem ein Mitglied der Farm Familie. Es dauerte gar nicht lange, da war sich der Foreman sicher, dass ich von Tuten oder Blasen in der Landarbeit keine Ahnung hatte. Er nahm sich viel Zeit mit mir und zeigte mir geduldig und langsam die ungewohnten Arbeitsvorgänge.



Bald erschien es mir, als hätte ich mein ganzes Leben damit verbracht den Pferdewurm vom Stall zum Misthaufen zu bringen. Es war mir schnell klar, im Winter wird hier nicht ausgemistet, sondern neues Stroh auf das alte gelegt, so dass am Ende des Winters die Köpfe dieser Pferde fast an die Decke stießen. Die Arbeit machte mir nichts aus. Meine Hände, zuerst voller Blasen, entwickelten Schwielen, die Muskeln in meinen Armen schienen sich merklich zu vergrößern.

Ich hatte mein eigenes reines Zimmer in dem unter anderem ein großes weiches Bett jeden Abends mich einladend schon vor der Dunkelheit zum tiefen Schlaf verhalf. Das Essen war so reichhaltig so gut zubereitet das ich wie ein Scheunendrescher alles vor mir



verzehrte. An die einzelnen Menüs kann ich mich nicht mehr erinnern, wohl aber an das morgendliche Frühstück. Es bestand aus so vielen Eiern, wie ich haben wollte, Speck oder kleine Bratwürste, Toast und Bratkartoffeln.

Runter gespült wurde das ganze mit frischer Vollmilch, gefolgt mit einer guten Tasse Kaffee.

Abends nahm mich der Boss oft mit zum Forellenfischen. Natürlich musste ich auch da erst lernen, wie man ein mit „Fliegen“ fischt und die Fliege dort hin dirigiert wo die Forelle sich aufhalten könnte. Meine erste

Forelle hätte ich am liebsten ausgestopft und aufgehängt.

Einmal an einem Sonnabend fuhr ich mit ihm sogar nach Ottawa um dort in einem Stadion Ringkämpfen zu zusehen. Das war auch etwas Neues für mich. Naiv wie ich damals war, merkte ich nicht, dass die beiden Gegner dort oben eine Schau abzogen, das jeder Griff, jede gemeine Handlung vorher genau geübt worden war. Was ich sah, war gemein, unsportlich, hinterhältig,

unsauber. Es dauerte nicht lange, da feuerte ich den zu unterliegenden an und verfluchte dessen Gegner. Ob der Unfairness wurde ich so aufgeregt und böse, ich wäre am liebsten aufgesprungen und mitgemischt. :-). Als wir endlich wieder auf der Rückfahrt waren, erklärte mein Chef die Grundregeln. Er meinte, es hätte ihm Spaß gemacht, mich zu beobachten, dann lachte er und ließ mich wissen, dass ich bestimmt ein guter Kanadier werden würde.

Es gefiel mir sehr gut bei diesem Bauern, der gar kein Bauer war, den ich auch nie wieder sehen würde. Die Farm war eine Investition für ihn, die gleichzeitig eine Steuervergünstigung zuließ.

Das die Straßen Kanadas nicht mit Gold gepflastert waren, hatte ich inzwischen gemerkt. Erfahren hatte ich ebenfalls, dass der Beamte in Hannover mir nicht die volle Wahrheit sagte, als er über Lohn sprach. Es gab zwar Provinzen, wie Manitoba, wo die reichen Getreidebauern ihren Leuten bis zu \$100 im Monat bezahlten. In der Provinz Ontario, wo die meisten Bauern Milch und Gemüse erzeugen, wurde in den 50iger Jahren nur \$30.00 Lohn bezahlt.

Davon behielt der Bauer \$15.00 und überwies es an die Regierung um die Überfahrt zu bezahlen.

Geld, welches eventuell zurück kommen würde, im Augenblick aber nicht zur Verfügung stand.

Das Geld was ich bekam war allerdings viel Geld und mehr als genug, um Zigaretten nicht mehr rollen zu müssen. Briefmarken zu kaufen. Da ich eigentlich keinerlei Ausgaben hatte war ich optimistisch in meiner Annahme das meiste Geld sparen zu können. Die einzelnen Tage vergingen in angenehmer Ruhe und die Arbeit fiel mir überhaupt nicht schwer.

Heimweh hatte ich keines. Ich vermisste meine Eltern und begann mich zu fragen, wie meine Mutter wohl ohne ihren Sohn zurecht komme? Aber diese Gedanken zwickten mich meistens nur an Wochenenden. Die Arbeit auf den Feldern, die körperliche Arbeit überhaupt, machte mir Spaß. Essen und Unterkunft waren besser als Zuhause und die Haushälterin, sowie die Mitarbeiter waren freundliche und hilfreiche Mitarbeiter. Ich fühlte mich wohl und war es zufrieden, auf dieser Farm mein Jahr abzusitzen.

Dann erhielt ich eines Abends einen Telefonanruf, der sicherlich mein ganzes Leben in eine andere Bahn lenkte.

Damals im Frühling 53 nahm ich zögernd den Telefonhörer aus der Hand unserer Haushälterin und antwortete:

„Yesssss?“

„Richard, ich rufe Dich vom YMCA (CVJM) in Ottawa an. Ich habe es auf der Farm nicht mehr ausgehalten und bin ausgerissen. Kannst Du kommen?“

Der ausgerissene Möchtegerne Farmer heißt Willy Berger. Wir hatten uns im Auffanglager in Bremerhaven kennen gelernt und auf dem Schiff festgestellt, dass wir zwei und ein dritter Abenteurer, Henry Kaiser gut zusammen passen.

Willy, war ein Jahr älter als ich, während Henry mit sieben Jahren ein alter Mann war. Willy sprach nur einige Worte Englisch, Henry dagegen konnte sich gut verständlich machen. Es war ja auch nicht Henrys erster Besuch in Kanada. Als Besatzungsmitglied eines

U-Bootes war er einmal auf einer kanadischen Insel im St. Lorenz Strom, zusammen mit anderen gelandet und auf Raubzug ausgezogen.

Ich versprach Willy ihn so bald wie möglich im YMCA zu treffen. In der Nacht, als alles still war, bin ich mit meinem gepackten Koffer aus dem Fenster meiner Stube geklettert und bin los marschiert. Große Gedanken über mein undankbares und illegales Tun machte ich mir damals nicht. Ich war mir zwar bewusst, dass ich mich sehr undankbar meinen Mitarbeitern gegenüber verhielt. So entschlossen war ich ohne Aufsehen zu verschwinden, dass ich nicht einmal eine geschriebene Mitteilung der Gründe zurück ließ. Ich war sicher, dass mein Arbeitgeber auf die Deutschen fluchen würde und den nächsten möglicher Weise weniger gut behandeln würde. All das war mir egal. Willy und das Abenteuer warteten.

Es war eine Sternklare Nacht und eigentlich die erste Nacht, die ich allein und „frei“ erlebte. Hier und da bellte in der Entfernung mal ein Hund. Sonst herrschte eine toten Stille, als ich auf mein Ziel los marschierte. Es begegnete mir auf dieser Nebenstraße kein Auto, dessen Fahrer bestimmt Verdacht geschöpft, angehalten hätte um mich auszufragen.

Als ich in dieser Nacht einen Fuß vor den anderen setzte, meinen Koffer aus einer Hand in die andere gab, begleitete mich unser Mond. Es schien, als halte er Schritt mit mir. Wenn er sich nicht für kurze Augenblicke hinter schneeweißen Wolken versteckte, erhellte er gutmütig lächelnd meinen Weg durch die kanadische Landschaft.

Dieser Trabant war schon seit einigen Jahren mein Bote. Er war es, der als Einziger auf mein geliebtes Wesen herab sah und sie für mich küsste, jedes Mal, wenn sie ihn begrüßte. Oh wie ich mich auch in dieser Nacht nach ihr sehnte. Das sie von den gleichen Empfindungen geplagt wurde wie ich, tat mir so weh. Es war das letzte was ich mir für sie gewünscht hatte, als ich mich entschloss, Deutschland für einige Zeit zu verlassen.

Sie, hatte einen Namen, ihre Eltern taufte sie vor 20 Jahren, Elisabeth. Für mich war sie „meine Liesel!“ Liesel war ein echtes Düsseldorfer Mädchen. Ansteckende Lebenslust sprühte aus ihren großen dunklen Augen. Augen, die als Fenster den Suchenden eine reine Seele erblicken ließen. Wenn sie das Band, welches ihre schwarzen Haare in einem Ponyzopf bändigten, löste, fielen diese fast bis zur Hüfte herunter. Unter einer kleinen hübschen Nase, lud ein süßer Mund zum küssen ein. Weiße, ebenmäßige Zähne, blitzen, wenn sie lachte oder munter im Rheinischen Dialekt sprach. Ihr biegsamer, wohl gewachsener Körper wurde von kleinen Füßchen getragen. Füßchen, die jedem Tänzer mühelos über die Tanzfläche folgen konnten. Es war ihr Verhalten ihren Mitmenschen gegenüber, es war ihre Hingabe für die Kreatur, es war die Selbstlosigkeit, ihre

Freude am Leben, was sie zu einem Menschen und so begehrenswert machte. Und Sie liebte mich!

Es geschah im zweiten Jahr meiner Lehre. Ich war auf Urlaub und auf dem Rückweg von Heidelberg. Im Winter zuvor hatte ich den Film: „Der Studenten Prinz“ gesehen. Die darin vorkommenden Szenen in Heidelberg aufgenommen, erweckten in mir den Wunsch, diese Stadt mit eigenen Augen zu sehen.



Die Deutsche Bundesbahn brachte mich nach Heidelberg am ersten Tag meines Urlaubs. Mein Fahrrad begleitete mich dahin. Ich verbrachte vier Tage in dieser schönen und interessanten Stadt, nahm alles in mich auf, so wie ein Schwamm die Flüssigkeit in die es plötzlich getaucht wird. Die Jugendherberge war wie die meisten sauber, das Personal

freundlich und die Benutzer junge Menschen aller Herren Länder.

Da meine freie Zeit begrenzt war und 629 km vor mir lagen, befand ich mich wieder auf der Landstraße, Heidelberg in meinem Rücken, ehe ich es eigentlich wollte. Mein Tagespensum lag je nach der Landschaft und der Höhe der zu überquerenden Berge, zwischen 60 und 100 km. Oft halfen mir langsam dahin kriechende Lastwagen bis zur höchsten Stelle eines Berges ohne jegliche Anstrengung zu gelangen. Meistens jedoch hieß es marschieren und das Fahrrad schieben.

Es war vielleicht 50 km hinter Düsseldorf in der Nähe von Kettwig. Die Steigung war mal wieder zuviel für mich gewesen und ich saß am Straßenrand, ruhte mich aus und aß ein Stückchen Jagdwurst und ein Brötchen. Ich bemerkte drei junge Frauen, die, vielleicht einen Kilometer entfernt, am Fuß des Berges, jede ihr Fahrrad schiebend, angefangen hatten, die Kuppe zu erreichen. Schnell packte ich meine Wurst wieder weg, verzehrte den Rest meines Brötchens und erwartete hoffend auf Gesellschaft, die Ankunft der Frauen.

Als sie mich erreichten, erwiderten sie meinen Gruß freundlich und einladend. Zusammen schoben wir unsere Räder bis zum Gipfel. Ich hatte junge Mädels vor mir. In Ihren Röcken und Blusen sahen sie bezaubernd aus. Mir fiel besonders eine von ihnen auf und als sich unsere Augen zum ersten Mal trafen, empfand ich etwas so unbeschreiblich schönes im Gehirn und im Magen, dass die Welt für Minuten verschwand und ich nichts anderes sah, als diesen Menschen in dessen Augen ich am liebsten versunken wäre.

Wir setzten uns auf unsere Fahrräder und ließen uns bergab gleiten. Es geschah, dass das „Rehlein“ neben mir fuhr und anfang mich nach dem wo hin und wo her zu fragen. Bereitwillig und wünschend dieser Tag würde nie enden, stand ich ihr Rede und Antwort. Dabei lauschte ich ihrer Stimme, der Aussprache ihrer Worte und versank dabei immer mehr in ihren Bann.

Sie war ein Einzelkind und wohnte mit ihren Eltern in Düsseldorf. Sie besuchte das Gymnasium und wünschte Bibliothekarin zu werden. Sie war gläubige Katholikin und liebte den Karneval. Während wir neben einander durch die Landschaft fuhren, war nur Sie meinem Blickpunkt. Sie schien ähnliches zu empfinden. Immer wieder kehrte sie mir ihr liebliches Gesicht zu und hielt meinen Blick mit dem ihren gefangen.

Irgendwann an dem Tag begann es zu regnen. Wir fanden Unterschlupf unter dem Dach einer Scheune. Liesels Freundinnen setzten sich in einiger Entfernung von uns auf eine Bank und begannen mit einander zu plaudern. Ich hätte sie umarmen können für ihre Feingefühl. Liesel und ich saßen zusammen und keiner von uns beiden schien in der Lage zu sein, etwas zu sagen. Es war mir, als seien unsere Herzen in einander verschmolzen und wussten, was wir empfanden. Worte haben wir mit einander gewechselt, aber auf einer anderen Ebene. Denn ich wusste plötzlich das unsere Wege sich in einigen Kilometern trennen würden.

Während ich weiter nach Norden fuhr, würden die Mädels rechts abbiegen, um ihren Rückweg auf einer etwas weiter fort liegenden und parallel laufenden Landstraße nach Düsseldorf anzutreten. Wir mussten gesprochen haben, denn plötzlich hatte ich ein Stück Papier in der Hand, einen Kugelschreiber in der anderen und schrieb meine Adresse darauf. Sie versprach mir, bald nach ihrer Rückkehr zu schreiben.

Sobald es aufhörte zu regnen machten wir uns wieder auf den Weg. Viel zu schnell erreichten wir die Kreuzung. Während die zwei anderen Mädels sich durch einen Ruf verabschiedeten, stiegen Liesel und ich von unserer Rädern. Zum ersten Mal berührten wir uns. Ihre Hand lag in meiner und alle Fasern in meinem Körper schienen sich in meiner Hand zu vereinigen und Signale von Liebe, Verlangen und Versprechen meinem „Du“ zu übermitteln. Dann war sie fort.

Plötzlich war ich wieder in der Gegenwart. Ohne es zu wissen, war ich einige Kilometer weit marschiert. Kein einziges Auto war an mir vorbei gefahren. Ich war allein mit meinen Gedanken und meinem Freund dem Mann im Mond.

Etwas unbekanntes nagte in meinem Gehirn und wollte an die Oberfläche. Was war es, das mir wieder einmal einen Kloß in die Magengegend legte? Wenn ich nicht zu intensiv danach suchte, würde es von allein kommen.

Sie war fort, ich war wieder allein und doch nicht allein. Gut das mich niemand hören konnte, als ich mit einer Wucht in die Pedale trat, die einem Tour de France Teilnehmer das gelbe Trikot errungen hätte, um ja so schnell wie möglich nach Hause zu kommen, wo ein Brief auf mich warten würde?

Liebe Leser, es stimmt, der Himmel kann voller Geigen hängen, die von Engels Händen berührt, himmlischen Melodien ertönen lassen. Während ich mit lauter Stimme sang, konnte ich sie hören.

Den Rest der vielen Kilometer überwand ich ohne ihrer wirklich bewusst zu werden. Meine Mutter begrüßte mich mit den Worten: „Du hast Post, mein Junge. Eine Elisabeth hat Dir aus Düsseldorf geschrieben. Wer ist sie?“

„Ach Mutti, sie ist das liebste Wesen, das mir je begegnet ist, Du ausgenommen!“ entfuhr es mir. Schon musste ich erzählen und erzählen und erzählen, bis selbst meine Mutter genug hatte. Liesels Brief bestätigte was ich gespürt hatte. Sie empfand ähnliche Gefühle wie ich. Welch ein Glück war uns geschenkt worden.

Damals auf der kanadischen Landstraße zwang mich etwas ganz plötzlich still zu stehen. Ich erkannte den nagenden Gedanken, als die Frage nach dem „Was Nun?“ in meinen Gehirn auftauchte. Ja, was würde nun aus meinem Plan, in einem Jahr nach Deutschland zurück zu kehren? Wartete mein geliebtes Mädchen überhaupt noch auf mich? Post hatte ich in der kurzen Zeit keine bekommen können. Ich hatte ihr und meinen Eltern ja selbst erst meine Adressen mitteilen müssen.

In den Jahren seit unseres Kennenlernens waren viele wunderschöne und einige schmerzhaft Monate und Jahre vergangen. Wir korrespondierten fast täglich mit einander. Briefe von 10 Seiten und mehr waren keine Seltenheit. Ihrem Freund von zwei Jahren hatte sie Lebewohl gesagt. Der war darauf prompt durchs Abitur gefallen. Ich hatte sie im folgenden Sommer besucht und 14 Tage mit ihr im Hause ihrer Eltern verbracht. Sie hatte uns im dritten Sommer in ihren Ferien besucht und ich hatte ihr meine Welt gezeigt.

Da war der Abend im Garten des Travemünder Kasinos, wo wir dem Orchester zuhörten und beide ergriffen der Ouvertüre Leichte Kavallerie von Franz von Suppé zuhörten. Es schien uns als sei die Musik genau, wie unsere Liebe zu einander. Auch heute noch wird es mir warm ums Herz, wenn ich das Stück höre.

Da war der Abend, als wir noch spät durch die laue Nacht durch die alten Gassen Lübecks Hand in Hand langsam der Eltern Wohnung zu strebten. In unserer Verliebtheit nahmen die alten Gaslaternen eine neue Bedeutung an und alle Verliebte, die je mit Hilfe dieser Lampen ihren Weg zusammen fanden, begleiteten uns.

Da war der Tag, an dem sie mir brieflich mitteilte, Ihre Eltern wünschten das sie jeglichen Verkehr mit mir zu unterbräche. Das

geschah nach dem ich meinen Beruf als Kaufmann aufgab, um Beamter beim BGS zu werden. Sie meinten, sie hätten ihre Tochter nicht auf die Oberschule geschickt, um Beamtenfrau zu werden.

Da war der Tag, als ich für einen Tag auf Urlaub vom Einsatz meiner Truppe im Dreiländer Eck in der Eifel, wo wir schmuggeln verhindern sollten, sie und ihre Freundin in Aachen traf, wo sie ohne Wissen ihrer Eltern mit dem Rad hin gefahren waren um mich zu sehen.

Wo sie mir erzählte, ihr Pfarrer verweigere ihr die Absolution, solange sie ein „Verhältnis“ mit mir unterhielt. (Verhältnis, lachhaft, denn wir waren beide so unberührt wie der Schnee.)

Da war der Tag, an dem ich ihr schrieb, ich würde auf ein Jahr nach Kanada gehen um ihr Zeit zu geben, eine Entscheidung zu treffen sich von mir zu lösen oder aber voll zu mir zu stehen.

Der Motorenlärm weckte mich auf. Es dauerte nicht lange, ein Lastwagen sichtbar wurde. Ich blieb stehen und streckte meine Arm und die geballte Hand aus von der nur der Daumen zu sehen war. Eine Geste, die ich Leuten abgesehen hatte, die versuchten einen Autofahrer zum Mitnehmen zu animieren.

Der Fahrer hielt tatsächlich an und forderte mich mit einem freundlichen Lächeln auf einzusteigen, als ich ihm sagte, ich sei auf dem Weg nach Ottawa. Er stellte keine Fragen nach dem Woher. Nur wissen wollte er, aus welchem Land ich käme?

Es war das erste Mal, dass ich mit einer Antwort auf diese, wie mir zuerst schien, neugierige Frage, zögerte. Ich überlegte mir fast instinktiv, ob ich ihm die Wahrheit sagen, oder lügen solle und Holland oder Dänemark als Heimatland angeben. Was würde passieren, wenn er hört, ich komme aus Deutschland? Hält er dann an und schmeißt er mich dann raus?

„Aus Deutschland!“ antwortete ich mit angehaltenem Atem.

„Wie lange bist Du denn schon hier?“ kam die Frage.

„Einige Wochen!“ sage ich.

„Wie gefällt dir Kanada?“

„Gut!“

Dieses oder ähnliches Fragespiel erlebte ich dann noch viele, viele Male, in den ersten Jahren. Eigentlich jedes Mal, wenn ich einen Kanadier kennen lernte. Es wird den Kanadiern nach gesagt, dass sie wenig oder gar keinen Nationalstolz haben. Böse Zungen behaupten, Kanadier seien neidisch auf ihre Nachbarn, die Amerikaner und leiden an Minderwertigkeit Komplex? Meine Erfahrungen mit Kanadiern, sie sind wie alle Menschen, richtig stolz auf ihr Land und bis auf den einen oder anderen Französisch Kanadier, loyale Untertanen ihrer Königin.

Dieses erste Mal brachte mich der Fahrer fast bis vor die Tür des großen Gebäudes, welches dem YMCA gehörte. Ich fand Willy schlafend auf einem Sofa in der Eingangshalle und weckte ihn.



## 5. Gastspiel in Ottawa

„Mensch Richard, bin ich froh, dass Du da bist!“ war das erste was er sagte, als ich ihn aufweckte.

Wir waren beide zu müde um diesem Ausruf gerecht zu werden. Ich fand ebenfalls ein Sofa und es dauerte nicht lange, da ging das Licht aus für mich, und was wir machen würden, musste auf den Morgen warten.

Vielleicht kennt Ihr die Abkürzung: YMCA zu Deutsch: CVJM (Christlicher Verein Junger Männer). In Nord Amerika besitzen diese Vereine, so wie in Ottawa, oft große, bis riesengroße Hotels, mit allem Komfort, wie Turnhalle, Schwimmhalle, usw. Man kann dort Zimmer mieten, so lange Zeit wohnen wie man die Miete bezahlen kann; oder auch nur übernachten. Mitgliedschaft ist relativ billig. Die Vorteile die dadurch geboten werden sind diese Kosten wert. Außer Angebote von eine Reihe von Lehrkurse, steht eine große Sporthalle und eine Schwimmhalle zur Verfügung. Das Abzeichen des CVJM ist ein rotes Dreieck. Die drei Spitzen des Dreiecks zeigen auf die Ziele dieser Weltweiten Organisation hin, nämlich: Pflege der Seele, des Geistes, und des Körpers.

Nachdem jemand uns aufgeweckt, ging es nach der Dusche, in das Restaurant zu einem kanadischen Frühstück, mit Bratkartoffeln, Spiegeleiern, Pfannkuchen, Bratwurst und einigen Gläsern Milch. Speck wird wohl auch noch dabei gewesen sein. Beim bezahlen, fragte einer von uns laut, wie lange können wir uns so etwas leisten? Zusammen hatten wir kaum \$20.00 in der Tasche.

Da standen wir auf der Straße. Was wir vom Himmel sehen konnten, war blau. Die Sonne schien und irgendwie erhellte mehr, als die Welt um uns herum. Wir waren plötzlich ein Teil der Straßenszene, ein Teil der Bevölkerung, zwei deutsche Jungs auf Suche nach einem Unterschlupf und Arbeit.

Die Stadt ist im Schachbrettmuster angelegt. Die Straßen laufen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Die Straße auf der wir uns befanden, endete am Rande des Parks, welches das Parlamentsgebäude umgibt. Wir konnten, den „Freiheitsturm“ des Parlamentsgebäude sehen. Wir wendeten uns, nahmen unsere Kofferchen und gingen in die entgegen gesetzte Richtung, fort von Büro- und Geschäftshäusern, hin wo Wohnhäuser zu sehen waren.

Wir waren noch gar nicht so lange gegangen, und befanden uns auf einer kleinen Verbindungsstraße, auf unserer Suche nach Unterkunft, als wir auch schon am Fenster eines Hauses ein Schild „Zimmer zu vermieten.“ fanden. Wenig später hatten wir für eine Woche ein Dach über unserem Kopf.

Das Einziehen dauerte nicht lange. Die zwei Betten im Zimmer waren schnell verteilt und mit Beschlag gelegt. Ja und dann die Frage, was nun.

Über das Warum haben wir uns nicht lange unterhalten. Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, warum Willy und ich damals beschlossen unseren Vertrag mit der kanadischen Regierung zu brechen.

Willy erzählte mir, sein Bauer habe ihn vom Feld geschickt, wo sie zusammen arbeiteten, um eine Hacke zu holen. Als es dem Bauer zu lange dauerte, rief er nach Willy und ging schließlich um nach ihm zu suchen. Willy kam mit einem Pferd aus dem Stall. Der Bauer schien zuerst böse zu sein, doch dann lachte er lauthals los. Das, so fuhr Willy fort, schien der letzte Strohalm zu sein.

Er sprach von dem berühmten Strohalm, der den Rücken des Kamels brach? Willy gab zu, dass er vom Tag seiner Ankunft an gut behandelt wurde. Wie ich, so war auch er von der Reichhaltigkeit der Mahlzeiten genau so überrascht, wie von der Selbstverständlichkeit mit der er in den Kreis der Familie aufgenommen wurde. Doch die Einsamkeit, die durch die Tatsache, dass er sich nicht verständigen konnte, immer schmerzhafter wurde, trieb ihn an diesem Morgen, aufzugeben und die Farm zu verlassen.

Das Zimmer kostete \$5.00 pro Woche. Es ist jetzt noch leicht mich wieder in unsere Lage zurück zu versetzen, zu empfinden was ich damals empfand. Es würde hier zu weit führen, Einzelheiten der nächsten Tage zu berichten. Deshalb nur ganz kurz einige Worte über wie sich unser Leben weiter entwickelte.

Nach einem wohlverdienten weiteren Nickerchen, raus um etwas für das Abendbrot zu kaufen, Zigaretten und eine Zeitung zu besorgen und durch unmittelbare Nachbarschaft zu bummeln. An diesem Abend, wie an vielen Abenden in denen wir „frei“ waren, faszinierte uns das Kino. Zwei Filme für 50 Cents waren in unserem Haushaltsgeld schon drin. Billigere Vergnügen konnten wir uns nicht vorstellen.

Nach dem Ende des Krieges eröffneten die englische Kontrollkommission in Lübeck die „Brücke“. Die Brücke war eine große Leihbücherei, wo eine Leseratte wie ich es Zeit meines Lebens war, die Gelegenheit hatte, ausländische Autoren zu lesen. Einer der Gründe meiner guten Englischkenntnisse ist darauf zurück zu führen, dass ich Krimis und Cowboygeschichten auslieh und verschlang. Es war in der Brücke, wo ich durch eine Filmvorführung von dem Land Kanada zuerst hörte.

Jetzt, so plötzlich und überraschend hatte ich die Möglichkeit meine Bücherhelden auf der Leinwand zu sehen. Sie und ihre Geschichten wurden für mich zur, zwei Stunden dauernden, Wirklichkeit. Am Ende vieler Filme, wieder an der frischen Luft, dauerte es oft einige Minuten bis ich wieder in die Wirklichkeit zurück kehrte. Willy schien den Filmen genau so verfallen zu sein

und weigerte sich nie, wenn ich vorschlug in eins der vielen Kinos zu gehen.

Die Eindrücke, die auf Schritt und Tritt auf mich herab rieselten, hörten nicht auf, mich zu beeindrucken. So wurden wir beide von Gebrauchswagen Firmen, magnetisch angezogen. Sie waren überall innerhalb der Stadt zu finden. Auf unseren langen Wegen zu immer neuen Stellen, wo Arbeiter gesucht wurden, mussten wir an ihnen vorbei. Die Preise erschienen uns derartig niedrig, dass wir davon träumten, uns bald eins kaufen zu können. Die Tage vergingen ohne Arbeit zu finden. Jedes mal, wurden uns gesagt, man würde uns anrufen, wenn etwas frei würde. Dabei war oft das Schild: „Arbeiter gesucht!“ im Fenster. Was machten wir falsch?

Wir bewarben uns als Tellerwäscher, Flaschenwäscher in Mineralwasser Firma, und einer Coca Cola Firma. Bei einer Streichholzfirma wurden Leute gesucht, die aus einem vor der Fabrik liegenden Wasserbecken, welches Teil des Ottawaflusses ist, Holzstämme sortieren und sie in Richtung Land zu bewegen, wo sie dann von Kränen an Land geholt wurden

Dort wurden wir gefragt, ob wir denn das Abitur hätten? Als wir verneinten, wurde dann nichts aus einer Anstellung. Später habe ich gelernt, dass die Tatsache, der Bewerber hat das Abitur, als Anzeichen von Ausdauer und Willenskraft etwas angefangenes zu beenden, aufgewertet wird. Diese Frage erlaubt es dem Arbeitgeber aber auch, Suchende abzuweisen.

Die dauernden Enttäuschungen waren schwer zu verdauen. Unser Geld, so konnten wir uns an unseren fünf Fingern abzählen, würde bald ausgegeben sein. Dabei waren wir echt sparsam.

Unser Frühstück bestand aus Cornflakes, welches wir im Zimmer aufbewahren konnten. Die Milch dazu musste schnell verbraucht werden. Ich sehe uns noch, wie wir zuerst Milch in vorhandene Gläser gossen, bis wir genügend Platz im Karton hatten um Cornflakes in den hinein zu schütten und mit der Milch verrührt, essen konnten. Schließlich kauften wir uns einige Teller und Schüsseln.

Mittags aßen wir meistens eine Suppe, gefolgt von einem Hot Dog - Knackwurst kanadischer Herstellung, Frankfurter genannt - in einem länglich geformten Art von Semmel. Abends dann im Zimmer, Brot mit etwas Aufschnitt, später dann eine Tasse Kaffee im nahen Restaurant zum Abschluss des Tages. So als Krönung sozusagen.

Eines Tages standen wir unentschlossen auf einem Platz in der Nähe des Parlamentsgebäude, des Bahnhofs und auf genau der gegenüberliegenden Seite, dem riesengroßen Bahnhofshotel, ohne irgend eine Idee zwischen uns Beiden. Ein nett aussehender junger Mann sprach uns an.

Lächelnd fragte er aus welchem Land wir kämen? Wie es uns gefiel, wollte er dann wissen?

Wir waren von diese Freundlichkeit beide sehr überrascht. In der ganzen Zeit hatte uns seit Beginn unseres Ottawa Aufenthalts niemand mehr, als einen zweiten Blick gespendet. Wir waren daher reif uns mit jedem anzufreunden.

Unser neuer Freund wollte dann wissen, ob Willy ihm doch mal die gut aussehende Kamera zeigen würde. Er hätte noch nie ein deutsche Kamera gesehen. Bereitwillig händigte Willy sie ihm aus. Er bewunderte sie mit allen möglichen Ahs und Ohs. Dann die Frage von ihm:

„Hast Du mal daran gedacht, die Kamera für gutes Geld zu verkaufen? Ich kenne einen Liebhaber dieser Kameras. Er wohnt im Hotel Laurier (Bahnhofshotel). Der würde dir bestimmt gutes Geld dafür geben?“

Willy und ich hatten tatsächlich über den Verkauf unserer Kameras und Uhren gesprochen und uns entschlossen eine nach der anderen zu verkaufen. Wir beide sahen uns an und in Deutsch kamen zum Entschluss, zu mindestens mal zu sehen, wie viel man dafür bietet.

Also folgten wir ihm durch die imposanten Türen, hinein in die große Empfangshalle des Hotels.

Unser „Gönner“ nahm die Kamera von Willy und erklärte:

„Ich gehe jetzt zu meinem Bekannten,. Er wohnt im ersten Stock. Ich zeige ihm die Kamera und komme so schnell wie möglich wieder zurück.. Wartet solange hier auf.“

Ich sehe jetzt noch, wie er die imposante Treppe hinauf eilte und verschwand. Wir sahen uns an und einer von uns sagte:

„Komm, hinterher, sonst sehen wir den Kerl nie wieder!“

Wir eilten hinauf, umsonst. Von dem jungen Mann war nichts zu sehen. Wir waren es die Aufsehen erregten und deshalb umkehrten und das Hotel verließen.

Tage später zeigte uns ein Bekannter, wie der Dieb entkommen war. Im zweiten Stock des Hotels ist er mit dem Fahrstuhl runter zum Sous Terrain gefahren. Von dort benutzte er den Tunnel, den das Hotel mit dem Bahnhof verbindet. Es war dann für ihn ein leichtes, dort unterzutauchen.

Wir waren Greenhorns, genau wie sie von Karl May beschrieben wurden.

Was meinst Du wie wir uns fühlten? Die Kamera war weg. Wir waren wirklich unverzeihlich dumm. Das erstaunliche an der ganzen Sache war aber nicht der Verlust der Kamera, sondern das Fehlen von persönlichen Vorwürfen. Ich war überrascht, wie ich mich mit der Tatsache abfand, dass wir einen Fehler gemacht hatten, das keine weinen darüber helfen würde und wir weiter machen mussten.

Wir würden den Burschen später noch einmal sehen, vor Gericht, aber das wussten wir dann noch nicht. Es half uns nichts da dumm vorm dem Hotel herum zu stehen. Es musste etwas geschehen.

Einer von uns gebrauchte das Wort Polizei und das ist was wir taten. Unsere Arbeitsuche hatte uns schon einige gute Kenntnisse der Straßen und Plätze, so wie auch von behördlichen Stellen vermittelt. Das Gebäude in der die Ottawa Polizei untergebracht war in 1953, war nur einige Minuten vom Hotel (Tatort) entfernt.

Was ein Besucher damals zuerst sah, wenn er das Gebäude betrat, war ein Raum der so eingeteilt war, dass weiterer Zutritt nur dann möglich ist, wenn ein diensthabender Beamte, auf einem Podium sitzend, eine Pforte in der Holzwand, die sich durch das ganze Zimmer zieht und es damit in zwei Hälften teilt, von seinem Sitz aus öffnet. Besucher nähern sich diesem Podium und wenn sie die Aufmerksamkeit des Beamten haben, sagen was sie zu sagen haben. In unserem Falle, machten wir die Mitteilung, dass man uns beraubt hatte.

Die Pforte öffnete sich und ein Beamter begleitete uns nach einem Zimmer, wo wir von einem Kriminalbeamten vernommen wurden. Die Behandlung war freundlich, geduldig und hilfreich.

Man legte uns Fotoalben vor, die Passport Bilder von bekannten Dieben enthielten. Willy und ich, unabhängig von einander, fanden den Gauner. Man dankte uns und nach dem wir unsere schriftliche Aussage unterschrieben, unsere Adresse und Namen hinterlassen hatten, begleitete man uns wieder bis zur Pforte, in den Empfangsraum,. Dort wurde uns gesagt, dass wir unterrichtet werden, wenn Ermittlungen Erfolg hätten Good bye, als Abschied.

Ich erinnere mich noch genau an das Gefühl der Genugtuung, welches ich damals empfand. Bildlich gesprochen, klopfen wir uns wohl wiederholt gegenseitig auf die Schultern. Ich verspürte eine erneute Lust im Hier und Jetzt zu leben.

Vor allem für Willy muss es schwer gewesen sein in diesen Tagen, sich immer wieder erneut zu motivieren. Aber er klagte nie, hatte oft einen Witz parat und sein Lächeln war oft ansteckend. Ich habe erst viel später in meinem Lebenserfahren, was es bedeutet die Sprache des Landes in dem man sich aufhält, nicht zu sprechen oder zu verstehen. Es ist eine besondere Art von Einsamkeit.

Langsam, oder viel zu schnell, je nach dem wie wir uns fühlten, vergingen die nächsten Tage. Wir hatten als erstes die österreichische Familie Pfennig kennen gelernt, die gegenüber dem Haus in dem wir ein Zimmer gemietet hatten, wohnten. Sie gaben uns Ratschläge und luden uns in den folgenden Monaten ab und zu auch manchmal zum Essen ein. Sie hatten eine heiratsfähige Tochter die Lilly. Es kam uns manchmal so vor, als ob ihre Eltern es gerne gesehen hätten, wenn einer von uns sie ihnen abgenommen

hätte. Weder Willy noch ich wollten auf diese Weise unser Leben in Kanada beginnen.

Die Sonntage waren die Tage, an denen die Zeit am langsamsten verging. In der Provinz Ontario konnte man 1953 an einem Sonntag oder Feiertag, kein Geschäft, kein Restaurant, kein Kino, finden, welches geöffnet war. Nur die Kirchen, die hatten offene Türen. Ich besuchte eine deutschsprachige Kirche, nicht nur war ein Kirchenbesuch für mich den Sonntag wichtig, ich hegte auch die Hoffnung dort jemanden kennen zu lernen, der uns weiterhelfen könnte.

Überall wo wir auf Suche nach Arbeit vorsprachen, war es ein leichtes für die Leute, die wir trafen, zu sehen, und zu hören, das sie Immigranten vor sich hatten. Ein anderer Grund für unsere Misserfolge wird sicherlich auch die schlechte Wirtschaftslage und hohe Arbeitslosigkeit, gewesen sein. Doch davon wussten wir nichts. Für uns war es ein dauerndes hoffen auf irgend etwas positives, unterbrochen von Enttäuschung und Niedergeschlagenheit. Letztere Empfindungen dauerten aber nie lange an, sondern wichen immer wieder vor jugendlichem Optimismus und dem Wissen, dass wir es schaffen würden.

Acht Tage nach unserem Erlebnis mit dem Ganoven, mussten wir als Zeugen vor Gericht erscheinen. In unseren Aussagen vor dem Richter, identifizierten wir den Mann, erzählten unsere Geschichte und erlebten den Urteilsspruch. In seinem Urteilsspruch sagte u.a. der Richter, er habe selten solche exakten Zeugenaussagen gehört und dankte uns dann für die Art mit der wir uns unserer Bürgerpflicht entledigt hätten.

Dann wandte er sich dem Ganoven zu und gab ihm zu verstehen, dass er sich für das erlaubte Höchstmaß an Strafe für das Delikt, entschieden hätte, da er, der Dieb, sich an unerfahrenen Immigranten vergangen hätte. Der Dieb bekam fünf Monate und wir den Dank des Landes. Die Kamera blieb verschwunden. Wir waren eine Erfahrung reicher, und stolz auf was wir getan hatten. Wenige Tage später schien unsere Suche nach Arbeit Erfolg gehabt zu haben.

Wir hatten bei einer Druckerei vorgesprochen, die durch ein Schild in einem der Fenster bekannt gab, dass Leute für die Versandabteilung gesucht würden. Wie schon so viele Male, gingen wir hinein und machten unseren Wunsch bekannt. Die Unterhaltung mit dem Personalmanager dauerte nur wenige Minuten.

„Kommt morgen früh um 8 Uhr wieder. Wir werden uns dann unterhalten und ich sage euch dann, ob ich euch gebrauchen kann!“

Damit entließ er uns. Draußen hätten wir beinahe einen Indianertanz ausgeführt. Wir waren übergücklich und der Rest des Tages verging nicht schnell genug für uns.

Der nächsten Tag fand uns schon früh in der Nähe unserer neuen Arbeitsstelle. Um Punkt acht Uhr betraten wir das Büro und meldeten uns bei einer Angestellten. Die Dame schien nicht sehr erfreut zu sein über unser Erscheinen. Ehe ich mir darüber aber Gedanken machen konnte, wurden wir von zwei Herren, die im Büro zu warten schienen, als wir es betraten, angesprochen. Sie verlangten von uns unsere Arbeitsbücher zu sehen?

Arbeitsbuch? Nie gehört. Wir mussten an diesem Morgen lernen, was es mit dem Arbeitsbuch auf sich hatte.

## 6. Erwischt!

Jeder arbeitende Kanadier erhält vor dem Eintritt in die Arbeitswelt, ein Arbeitsbuch. Dieses übergibt er seinem Arbeitgeber am Tage seiner Einstellung. Der Arbeitgeber ist dafür verantwortlich Versicherungsmarken für jede gearbeitete Woche einzukleben. Natürlich besaßen wir so ein Buch nicht. Wir waren als Farmarbeiter ins Land gebracht worden und hatten uns verpflichtet ein Jahr in der Landwirtschaft zu arbeiten. Der einzige Ausweg aus diesem Vertrag, wäre eine völlige Bezahlung der Kosten für die Überfahrt vor Ende des Jahres gewesen. Durch unser klamm heimliches verlassen unserer Farms hatten wir den Vertrag gebrochen.

Da standen wir also schon wieder. Ein paar Greenhorns, die nun hörten, das wir fest genommen seien. Ehe wir uns versahen hatten wir beide jetzt sogar Handschellen an.

Die Männer fuhren mit uns zu unserer Wohnung, wo wir unsere Sachen packten. , Wieder im Auto, wurden wir unterrichtet, dass man uns zu neuen Farmen bringen würde, wo wir zu bleiben hätten, bis wir die Bedingungen unter denen wir eingereist waren, erfüllt hätten.

Ich wurde als erster einem Farmer übergeben. Willy und ich verabredeten uns mit Hilfe der Österreicher, die Verbindung aufrecht zu erhalten. Dann war er weg und ich stand da, und wartete ergeben auf die Dinge die nun passieren würden.

Es zeigte sich sehr schnell, dass sie genau das Gegenteil von denen waren, die ich auf meiner ersten Farm erfahren hatte. Mein neuer Boss war der Eigentümer der Farm. Er machte keinen guten Eindruck auf mich. Auf dem Hof stehend, konnte ich so ziemlich alle Gebäude sehen. Scheunen, Ställe, Wohngebäude, sie alle sahen verkommen aus, sie schrieen alle nach frischer Farbe. Da ich aber wirklich nur ganz geringe Erfahrungen hatte, war ich nicht zu besorgt. Die Farm war eine Farm, wie sie sich ein Laie vorstellt.

Der Farmer rief eine Mann zu sich, und befahl ihm, mich zu meiner zukünftigen Wohnstätte zu begleiten. Nach einem freundlichen Hallo, erzählte dieser mir, er sei Holländer. Genau wie ich, hätte er sich auch verpflichtet ein Jahr auf einer Farm zu arbeiten. Etwas spöttisch lächelnd bemerkte er, ich sei wohl nun schon der siebte deutsche Farmarbeiter in diesem Sommer. Er habe gehört, die anderen seien bald nach ihrer Ankunft davon gelaufen. Ich dachte im Stillen, das sich das überhaupt nicht gut anhörte.

Ich war trotzdem nicht auf das vorbereitet, was mich innerhalb der Behausung, die ich nun betrat, erwartete. Das Gebäude, in dem die Farmhands, sprich Knechte, leben und wohnen, wird Bunkhouse genannt. Wir würden es Baracke nennen. Lang gestreckt, mit kleinen, in diesem Fall, schmutzigen Fenstern an beiden Seiten, sah



ich Pritschen auf beiden Seiten, die Mitte des Raumes nahm ein langer Tische ein, Bänke auf beiden Seiten luden nicht gerade zum sitzen ein. An den Wänden Holzpflöcke, von denen Kleidungsstücke usw. hingen, rundete das Inventar ab. Dies war ein Raum der nicht gebaut war, um sich darin länger als nötig aufzuhalten.

Ein saurer, feuchter Geruch war mir beim Eintritt aufgefallen, jetzt er mich unwillkürlich die Nase rümpfen. Was ein Gestank. Dann sah ich die Fliegen, die in großer Anzahl herum flogen oder überall, besonders an den Fensterscheiben krabbelten. Hier sollte ich wohnen und schlafen? Ein Jahr lang, war mein nächster Gedanke?

Auszupacken gab es nichts, da nichts da war, um meine Wäsche zu verstauen. Sie musste deshalb in meinem kleinen Kofferchen bleiben.

Der Holländer der nicht von meiner Seite gewichen war und mich jetzt etwas mitleidig ansah, riet mir, sofort meinen Arbeitszeug anzuziehen. Danach würde er mit mir den Foreman suchen. Also raus aus meinem deutschen Anzug, der mit dazu beitrug, dass man mich geschnappt hatte und rein in den Coverall, der nicht bezahlt wurde, als ich mich von meinem ersten Arbeitsplatz unerlaubt entfernte. Der arme Politiker, jetzt musste er wieder aufs neue nach einem englisch sprechenden Immigranten suchen. Ich wünschte ihm mehr Glück mit dem Neuen, als er mit mir gehabt hatte.

Ich war froh aus diesem Bunkhouse an die frische Luft zu gehen. Es stank nach allem möglichen, aber Kuhgestank überwältigte wohl alle anderen Gerüche. Später würde ich dann lernen, warum das so war, und das meine Nase mich nicht betrogen hatte. Es war tatsächlich Kuhmist, den ich roch.

Ich erinnere mich kaum noch an die Tage, die ich dort verbrachte. Sie waren lang, heiß und in jeder Beziehung das Gegenteil von meinem ersten Arbeitsplatz. Meinen Arbeitgeber sah ich selten. Seinem Vertreter hingegen konnte ich selten entrinnen. Er war ein Russe aus der Ukraine, der am Ende des Krieges über England nach Kanada auswanderte, froh weder von den Deutschen, noch von den Russen umgebracht worden zu sein. Er schien niemand und nichts zu mögen.

Der Tag begann um 5:30 Uhr. Vor dem Frühstück mussten die Kühe von der Weide in den Stall zum melken getrieben werden. Nach dem Essen von, ich weiß nicht mehr, was, ging es aufs Feld. Um 1800 Uhr Abendbrot, es bestand meistens aus Schweinefleisch und Kohl mit Kartoffeln. Anscheinend schlachtete er ein Schwein nach dem anderen für seine Boys. Die Köchin kam von Polen, sie war genau wie ich ausgewandert und in ihrem job glücklich wie eine Made im Speck. Der Boss erlaubte keine besonderen Wünsche von seiner Köchin. Ich weiß nicht ob das stimmt, denn ich war nicht

lange genug dort. Sicher bin ich nur, dass wir jeden Tag etwas mit Schwein vorgesetzt bekamen.

Nach dem Essen wurden wir fast jeden Abend mit einem Lastwagen zu einem oder anderen Nachbarn gefahren, um bis hinein in die Dunkelheit mit der Ernte zu helfen.

Wieder im Bunkhouse hatte ich meistens gerade noch genügend Kraft, um mich zu waschen, ehe ich auf mein Bett fiel und sofort einschlief. Sogar der Gestank machte mir bald nichts mehr aus. Dieser kam vom taubstummen Melker. Denn wenn der sich hinlegte, zog er nur seine Gummistiefel und sein Hemd aus. Wenn ich meine Augen heute schließe und daran denke, kann ich wieder die Fliegen summen und brummen hören.

An einem Tag, morgens, wurde mir befohlen an der Außenwand eines runden hölzernen Silos für Heu an den Eisenreifen, die die Wand umringten hoch zu klettern um einige dieser Reifen, die sich hier und da gelöst hatten, wieder dort hin zu schieben, wo sie vor Jahren mal angebracht wurden. Jemand anders sollte auf einer Leiter stehend, mit Nägeln den jeweiligen Reifen befestigen. Jeder Versuch von einem Eisenreifen zum anderen, den ersten zu befestigen Reifen zu erreichen, scheiterte. Ich konnte einfach nichts finden, wo ich mich festhalten konnte.

Es fand sich auch niemand anders von den Farmhands, der willens war, sein Leben aufs Spiel zu setzen. An dem Tag hörte ich eine ganze Reihe von unbekannten Schimpfworten von meinem Arbeitsgeber.

Nach vierzehn Tagen hatte ich genug. Früh morgens nach dem die Kühe im Stall waren, ging ich rüber zum Haus, klopfte und als der Bauer erschien, erklärte, dass ich keine Lust mehr hätte, für ihn unter den gegebenen Umständen zu arbeiten. Er solle mir meinen Lohn geben.

Das schien ihm überhaupt nicht zu passen, denn er wurde ganz rot im Gesicht und schrie mich an:

„Wenn Du nicht in 10 Minuten von meinem Hof bist, jage ich meine Hunde auf Dich! Lohn bekommst Du keinen, denn den habe ich an die Regierung abgeführt!“

In weniger als 10 Minuten befand ich mich wieder mit meinem Kofferchen in der Hand, auf einer kanadischen Landstraße, wieder auf dem Weg nach Ottawa. Diesmal wartete aber kein Willy auf mich. Ich wusste noch nicht einmal, wo man ihn hin getan hatte.

Als ich wieder einen Fuß vor den anderen setzte an diesem sonnigen Morgen sind mir sicherlich eine Reihe von Gedanken durch den Kopf gegangen. Ich mag sogar an meine Kameraden im BGS in Lübeck gedacht haben. Ob ich mir auch wünschte, ich wäre Zuhause in Lübeck, ich weiß es nicht mehr. Gewiss ist, dass ich mir diesmal wirklich Gedanken über meine unmittelbare Zukunft machte. Wenn man jung ist, ist Niedergeschlagenheit meistens nur von kurzer

Dauer. Ich war noch nicht lange gegangen, als ein Gedanke in mir zu reifen begann, der bei näherer Betrachtung Erfolg versprechend war.

## 7. Vogelfrei!

Diesmal erreichte ich Ottawa mit einem Bus. Busse halten für jeden der auf Ihrer Route am Straßenrand stehend durch ein Zeichen dem Fahrer zeigt, , dass er mit genommen werden will. Also bestieg ich meinen Bus, bezahlte für meinen Fahrschein und als ich saß, zählte zuerst mein Geld. Ich war nicht erstaunt, dass ich gerade noch genug für eine kleine Mahlzeit besaß. Fritten und Hamburger, die Berliner sagen Buletten dazu, würde ich mir leisten können.

Ich war seit verlassen der ersten Farm nicht mehr so arm gewesen, wie an diesem und den folgenden Tage. Mit einem schnellen reich werden, schien es nicht weit her zu sein. Trotzdem war ich sicher, dass es von hier ab nur bergauf gehen könnte.

Da es Mittagszeit war, als wir am Bus Bahnhof ankamen, ging ich dort ins Restaurant und tat genau das. Es wird wohl ein „Hot Dog“ gewesen sein, den ich verschlang. Eigentlich ein Fehler, denn in Bahnhof Restaurants sind die Preise immer höher, als anderswo. Für ein Getränk reichte es auch noch. Mein Kofferchen hatte ich in einem Schließfach untergebracht, denn für meinen Plan passte kein Koffer dazu.

Dann machte ich mich auf den Weg zur deutschen evangelischen Kirche. Der Weg dahin war mir inzwischen bekannt, denn ich war ihn von anderer Richtung kommend oft gegangen. Die Kirche war gar nicht so weit vom Depot entfernt.

Als ich die Klingel an der Haustür des Pfarrers scheppern ließ, war ich sehr zuversichtlich, dass meine Probleme bald ein Teil meiner Vergangenheit sein würden.

Mir schien es wie eine kleine Ewigkeit, bis sich die Tür öffnete und der Pfarrer, den ich von den Gottesdiensten her in Erinnerung hatte, diese öffnete.

Mir wurde bewusst, dass er nicht besonders freundlich aussah, eher ungeduldig, als er mich da fragend anschaute. Wenn ich heute die Augen schließe, steht er wieder vor mir, dort in seiner Tür, durch einige Stufen erhöht, fragend auf mich herab blickend?

„Yes?“

Ich antwortete in Deutsch - ich musste doch da auf die gemeinsame Herkunft hinweisen

Ich heiße Richard und bin erst seit kurzer Zeit in Kanada. Ich bin auf der Suche nach Arbeit. Ich muss Geld verdienen, damit ich leben kann!

(Ich hatte mir das was ich sagte vorher lange und gut überlegt.)

Herr Pfarrer

„Kennen Sie, jemand in Ihrer Gemeinde, der mir Arbeit geben könnte?“

Seine Antwort höre ich heute noch, Wort für Wort. Er sah mir direkt in die Augen und sagte:

„Es tut mir leid, Nein! Ich kann Dir auch nicht helfen, denn ich habe mir gerade ein neues Auto gekauft. Jetzt muss ich zurück zu meiner Familie. Wir essen gerade unser Mittagbrot! Good bye.“

Damit drehte er sich um und schloss die Tür in mein Gesicht, denn ich hatte mich keinen Zentimeter vom Fleck bewegt.

Langsam, ganz langsam kehrte ich dem Haus neben der Kirche meinen Rücken zu und ging den Weg zurück, den ich gekommen war.

Was nun? An besondere Empfindungen, die ich gefühlt haben mag, kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich erinnere mich aber noch, dass ich nicht zu meinen österreichischen Freunden laufen würde um dort unterzukriechen.

Nach Bezahlung für eine Kino Eintrittskarte, blieben mir noch 10 Cents, Genug für eine Coca Cola.

In kanadischen Kinos konnte man zu jeder Zeit hinein gehen. Man verbleibt dann im Saal, bis die Handlung im Film dort anlangt, zu der man herein gekommen ist. Will man beide Filme noch einmal sehen, kräht auch kein Hahn danach. Man konnte solange bleiben wie man wollte. Also war ich im Augenblick gut aufgehoben und hatte Zeit nachzudenken.

Als ich das Kino endlich verließ, war es spät und dunkel draußen. Meine Erfahrung mit der Polizei von Ottawa war eine positive gewesen. Die Tatsache, dass ich eine quasi polizeiliche Ausbildung hinter mir hatte, ließ den Entschluss dort Unterschlupf zu suchen, als einen guten Plan erscheinen. Ich meldete mich also beim wachhabenden Polizisten der, wie das erste mal, auf dem Podium hinter seiner Schranke saß, und erklärte ihm, dass ich keine Herberge hätte, ohne Geld sei und in einer seiner Zellen übernachten möchte.

Zu meiner Überraschung stand er auf, stieg von seinem Podium runter, ging zur Tür, öffnete sie und bat mich einzutreten. Dann übergab er mich an einen anderen Polizisten, der mich mit in eine Küche nahm, wo er mir zeigte, wo Brot, Butter usw. aufbewahrt sind und lud mich ein, mir doch etwas zum essen zu machen. Kaffee sei auch vorhanden und ich sollte mir doch selber helfen. Dann verschwand er. (Ob so etwas heute noch geschehen würde? Ich bezweifle es.)

Ich fand genügend Aufschnitt um mir einen guten Sandwich zu machen. Dann, am Tisch sitzend, Kaffee trinkend, warte ich auf die nächste Gute Tat.

Sie kam in der Form eines dritten Polizisten. Möglich das sie alle mal den Deutschen sehen wollte, der sich nicht scheute, freiwillig eingesperrt zu werden?

Auf sein Geheiß hin folgte ich ihm, durch Gittertüren aus Eisen, mit großen Schlössern, einen langen Gang entlang, hinein in eine kleine Zelle. Decken und ein Kopfkissen hatte jemand bereit gelegt. Ich sah, dass die Zellen links und rechts von meiner, solchen Luxus nicht aufwiesen. Allerdings waren sie aber auch leer.

„Sleep Well!“

und damit war er fort. Die Tür hatte er offen gelassen. Vor dem Einschlafen dankte ich Gott für diese gute Unterkunft und ehe ich damit fertig war, war ich weg getreten hinein in meine eigene Welt.

Ein rütteln am Arm weckte mich. Sonnenschein erhellte die Zelle. Als ich mich aufrichtete, schien jeder Knochen in meinem Körper zu ächzen. Die Holzpritsche war keine Schlaraffenmatratze. Der Mann der mich geweckt hatte, war in Zivil. Ich dachte sofort an Immigration und Verhaftung, gefolgt mit Ausweisung.

„Good morning, Richard. I am a Detective with the Department, my name is Ulrich.“

(Guten Morgen Richard, ich bin ein Kriminalbeamter dieser Dienststelle. Ich heiße Ulrich.)

Er lud mich dann ein, mit ihm nach Hause zu fahren um seine Familie kennen zu lernen und mit ihm zu frühstücken. Gesagt, getan. Auf dem Weg dahin, erklärte er mir, er sei polnischer Herkunft, seine Frau in Deutschland geboren und mit ihren Eltern vor dem Krieg nach Kanada immigriert.

Er bewohnte ein schönes Haus. Seine Frau begrüßte mich herzlich und gab mir das Gefühl, als hätte ich sie schon lange gekannt. Sie entschuldigte sich immer wieder über die Tatsache, dass sie nicht mehr Deutsch sprechen könne. Keiner von beiden hatte mir bis dahin eine Frage über mein wo her, wo hin, gestellt und ich entschied mich, ihnen meine Geschichte bis zu diesem Zeitpunkt ehrlich zu erzählen. Ich merkte, dass ich aufmerksame Zuhörer hatte und ließ nichts aus.

Kurz vor Erreichen des Endes meiner Erlebnisse, verließ John die Küche.

Nach seiner Rückkehr sagte er kein Wort, sondern ließ mich reden, bis ich fertig war. Dann berichtete er, er könnte mir Arbeit beschaffen, solange ich nicht zu wählerisch sei? Der Job würde nicht viel Lohn bringen, wohl aber eine freie Unterkunft und die Verpflegung würde auch nicht all zu teuer sein.

Keiner kann sich vorstellen, wie mich diese Nachricht erfreute und erleichterte. Zu diesem Zeitpunkt wäre ich bereit gewesen, die dreckigste Arbeit zu tun. Es ergab sich dann auch, dass die Arbeit, die ich zu verrichten würde ziemlich dreckig war.

Hier muss ich etwas erklären. Es wäre in Deutschland in 1953 kaum vorgekommen, dass ein Beamter der feststellt, dass jemand

ein Vergehen begonnen hat, diese Person nicht sofort der zuständigen Behörde übergeben würde.

Johns Handlungsweise habe ich später noch oft beobachtet und manchmal sogar selber ausgeführt. Jede Organisation ist sich selbst die Nächste, hieß es, und heißt es auch heute noch an vielen Stellen.

Obwohl Detektive John Ulrich wusste, dass ich Vertragsbrüchig war, schwieg er nicht nur, sondern half mir sogar unterzutauchen. Denn in den folgenden Tagen und Wochen verlangte niemand ein Arbeitsbuch von mir. Der Lohn kam wöchentlich mit der Post in der Form eines Schecks. Er bestand aus \$5.00 pro Tag.

Richtig, nicht pro Stunde, sondern pro Tag. Es dauerte aber nicht lange, bis ich feststellen konnte, dass \$5.00 eine große Kaufkraft hatten und weit reichten.

John erklärte wo raus meine Arbeit bestehen würde, wenn ich sie annähme. Mein erster Posten auf dem Weg zum Reichtum, bestand daraus einen Badestrand ganz in der Nähe von Ottawa, am Ottawafluss sauber zu halten.

Ich glaubte meine Ohren nicht zu trauen. Badestrand? Sonne?, Wasser? hübsche Mädchen?, Vielleicht nicht in der Reihenfolge? Ich konnte meine Freude nicht verbergen und er konnte mir meine Zustimmung aus dem Gesicht ablesen.

„Gut, Richard, dann können wir ja gleich raus fahren!“  
meinte er erfreut.

Ich musste ihn daran erinnern, dass mein Koffer noch bei der Buslinie auf ich wartete und das ich keine Badehose, noch ein Handtuch besaß.

Seine Frau stand sofort mit den Worten auf:

„Ich glaube eine alte Badehose von meinem Sohn wird Dir passen und ich leihe Dir zwei Handtücher. Die kannst Du mir bei Gelegenheit zurück geben?“

Bald waren wir auf dem Weg nach meinem Paradies? Nachdem wir meinen Koffer hatten, fuhren wir aus Ottawa raus und waren bald auf einer Landstraße, die entlang des Ottawa Flusses, dessen Kurven folgte. Es war eine schöne Landschaft durch die wir fuhren.

Rechts der Fluss, links grüne Fluren hier und da ein großes Haus eingekistet zwischen hohen Tannen. Hier schienen die Reichen zu wohnen. Dann sah ich schon aus der Entfernung den Strand, ganz hell durch die Sonne, fast einen halben km lang und an manchen Stellen 100 m breit. Er endete mit einer grünen hohen Hecke, die den Strand von einem privaten Grundstück abgrenzte. Davor eine zwei Buden. Die größere hatte an den Wänden Reklameschilder von allen möglichen essbaren Angeboten. Menschen standen zwei drei Reihen tief davon, und warteten bedient zu werden. Daneben aber etwas näher an der Hecke unter Laubbäumen eine kleine Hütte. Das würde meine neue Unterkunft sein.

Nach parken des Autos begrüßte John den Besitzer der Bude und

stellte mich vor. Der Besitzer, ein kleiner, dicker Mann, der Malcolm Taylor hieß, im mittleren Alter, schien erfreut zu sein, mich kennen zu lernen.

John überredete Malcolm mir bis zum ersten Zahltag Kredit zu gewähren und ging dann voraus zur Hütte. Sie hatte kein Fenster, aber eine Glühlampe ohne Schirm hing von der Decke. Das Bett war aus Metall

mit einer ziemlich alten Matratze. Von Bettwäsche war nichts zu sehen. Zwei Coca Cola Kisten standen neben dem Bett. Oh ja, einen Stuhl und ein ganz kleines Tischchen gab es auch.

Er erklärte mir dann, was ich zu tun hätte. Es stellte sich heraus, das meine Aufgabe daraus bestand, den Strand sauber zu halten. Wie? ER zeigte mir einen Stock, der in einer Ecke der Hütte lag. Er hatte einen Nagel an einem Ende. Er zeigte mir auch einen Behälter Plastiktüten. Er brauchte mir nicht mehr zu sagen, ich konnte mir den Rest denken. Dann verabschiedete er sich mit dem Versprechen, vorbei zu kommen um nach dem Rechten zu sehen.

Allein gelassen, probierte ich die Matratze aus und wagte mich dann mit sehr gemischten Gefühlen nach draußen unter die jungen und älteren Kanadier. Was ich nun zum ersten Mal so richtig in mich aufnahm, war der weiße feine Sand auf dem sich bestimmt so um die hundert braune und nicht so braune, Menschen tummelten. Kanadische Mädchen schienen durchweg schlank und hübsch zu sein. Die Grüppchen, die Ball spielten, sich sitzend unterhielten, schienen entweder aus Männer oder aus Frauen zu bestehen. Verheiratete Paare konnte man meistens erkennen, weil sie sich mit Kindern beschäftigten, die an ihren Burgen oder Wasserrinnen arbeiteten. Im Wasser tummelten sich fast ebenso viele Nixen wie Poseidons.



Nicht weit von meiner Hütte, saß ein junger Mann auf einem hohen Stuhl. Weiter entfernt ein zweiter Stuhl, leer. Ich entdeckte



den dazu gehörigen Lifeguard am Rande des Wassers, sicherlich zählte er die Häupter seiner Schafe.

Als ich Deutschland verließ, freute ich mich auf kleine Abenteuer, von denen dieses versprach das bis jetzt interessante und aufregendes, zu werden.

Vieles ist in den langen Jahren in Vergessenheit geraten. Wie die beiden Lifeguards hießen, weiß ich nicht mehr. Kennen gelernt habe ich sie bestimmt schon am ersten Tag. Beide waren Studenten an der Ottawa Universität. Damals wie heute, werden Studenten im Sommer bevorzugt eingestellt. Sie verdienen sich einen Teil der Kosten für das kommende Semester.

Ich erinnere mich noch gut, an meinen Scham, den ich empfand, so vor den Augen der vielen hübschen Mädchen, deren Unrat aufzuheben und in einen, immer voller werdenden Sack zu stecken. Meisten brauchte ich das Zeug nicht anzufassen, sondern es einfach mit dem Nagel, am Ende meines Stecken, aufzuspießen. Ob ich von irgend jemanden beobachtet wurde, weiß ich nicht, denn ich schaute niemanden an, hatte die meiste Zeit meinen Kopf gebeugt.

Wenn ich durch diese Erzählung nun gezwungen werde, diese Zeit noch einmal zu erleben, kommt mir der Gedanke, dass es eine phantastische Zeit in meinem Leben war. Wenn ich nicht damit beschäftigt war, den Strand zu säubern, hielt ich mich meistens vor meiner Hütte auf. Dort stand ein Schatten spendender Baum davor unter dem ich selten allein von der Sonne Zuflucht fand. Auf einer Bank sitzend, hatte ich einen freien Blick auf das Gewimmel von Kindern, Teenagern, und Erwachsenen. Hier lernte ich auch die ersten Kanadier kennen.

Der Strand wurde um 2200 Uhr geschlossen. Danach war ich meistens ganz allein und erfreute mich an einer, manchmal sehr lauten Stille. Der Ottawa floss an der kleinen Bucht fast unmerklich vorbei. Seine Oberfläche flimmerte und schimmerte im Mondlicht und schien lebendig zu sein. Nur ein privates Grundstück grenzte an mein „Reich“, gleich hinter meiner Hütte, durch eine grüne Hecke vom Strand und meiner Hütte getrennt. Später würde ich den Besitzer und dessen Familie des darauf stehenden Hauses kennen lernen. Sein Sohn würde mich Wasserskier lehren. Das aber lag in der Zukunft. Im Jetzt ließen die warmen Sommernächte Heimweh aufkommen und die Frage, was machst Du hier eigentlich, stellte sich ab und zu, ohne je eine Antwort zu bekommen.

Am ersten Abend tauchte mein Schutzengel mit seiner Frau auf. Sie brachten mir zwei Decken, ein Kopfkissen, und Bettwäsche. Mary sagte mir, John würde die Bettwäsche abholen und Ersatz bringen. Ich erzählte ihnen wie meine Tag verlief. Beide waren liebe Menschen, die ihre Großzügigkeit selbstverständlich fanden und kein Danke hören wollten. Wir plauderten noch ein wenig.

Dann brachte ich sie zu ihren Auto und winkte noch einmal good bye.

Für meinen Magen musste ich nun aber endlich anfangen zu sorgen. Verderbliche Esswaren konnte ich nicht kaufen, daher bat ich meinem Freund den Budenbesitzer mir Erdnuss Butter und Marmelade zu verkaufen . Mein Mittagessen bestand aus einem Hot Dog und einem Teller Suppe. Hot Dog ist ein längliches Stück Brot, auf drei Seiten geöffnet. In diese Tasche wird eine Knackwurst - Frankfurter genannt - gelegt und mit allem möglichen Zeug bestrichen. Hot Dog und Hamburger sollten mir bald aus dem Hals hängen. Ich kann heute noch nicht eine, im Laden gekaufte Dose



Suppe öffnen, ohne an diese Tage zurück zu denken.

Ich war noch nicht eine Woche da, als mir ein neuer Job angeboten wurde. Wieder war es John, der erschien und mich unterrichtete, dass einer der beiden Lifeguards nach Hause fliegen musste, da seine Mutter ernstlich krank geworden sei. Dann fragte er mich, ob ich meinen DLRG Ausweis bei mir hätte? Ich hatte ihm davon auf dem Weg zum Strand erzählt und er hatte tatsächlich zugehört. Nichts war leichter als das. Ich brauchte nur einige Minuten in meinem Kofferchen danach zu suchen. John nahm ihn mit. Ich würde von ihm hören, sagte er zum Abschied. So war es. Schon am nächsten Tag kam er an. In den Händen trug er einen Tropenhelm. Er überreichte ihn mir mit den Worten:

„Du bist jetzt Lifeguard, Richard!“

War ich froh ob dieser ersten Beförderung? Und wie! War ich mir im klaren, worauf ich mich eingelassen hatte? Keinesfalls! Dachte ich überhaupt darüber nach in diesem Augenblick? Nein! Bestimmt nicht.

Man muss sich mal vorstellen. Ein Neuankömmling ist nach wenigen Wochen plötzlich in der Position Kanadiern zu sagen,

was sie zu tun und lassen haben. Mehr noch, er war für ihr Wohlergehen verantwortlich.

„Halt, Ball spielen ist hier verboten!“

„Du darfst keine Steine ins Wasser werfen!“

„Küssen in der Öffentlichkeit ist verboten, wenn ihr nicht aufhört, muss ich euch des Platzes verweisen!“

So ging es tatsächlich bald darauf los, denn John hatte mir auch eine Liste gegeben, die meine Stellung als Lifeguard definierten und mich mit den Vorschriften vertraut machte. Danach war ich in Abwesenheit der Dienstältesten Lifeguard Herr über alles was sich sonnte, auf dem Land oder im oder unter Wasser tummelte. Donnerwetter so etwas hätte ich mir in meinem kühnsten Gedanken nicht erträumt. Hätte ich das geahnt, wäre ich schon früher ausgewandert.

Glück muss der Mensch haben, so wird gesagt. Vielleicht. Ich habe auf jeden Fall in meinen nun schon 67 Jahren mehr Glück geschenkt bekommen, als die meisten Menschen auf dieser Erde. Davon bin ich überzeugt und, wäre es nötig, das könnte ich beweisen.

Am nächsten Morgen stand der neue Bademeister all gegenwärtig am Rande des Wassers. Wie jeden Tag nur mit einer Badehose bekleidet und dem Helm auf dem Kopf, sah er aus wie die Antwort zu einem Gebet einer schönen Jungfer. Nein wirklich. Denn ehe ich es mir versah waren sie da. Groß und klein, jung und alt, dick und dünn und und und. Ihre Fragen waren meistens leicht zu beantworten und betrafen alles was mit Sonne, Wasser und Sand zu tun hatte.

Schon hatte ich Besucher, die mich beim Kommen begrüßten:

„Good Morning, Dick!“

„Good Morning, Jane! How are you?“

„Dick, would you like a sandwhich?“

Man konnte mal wieder sehen, jedenfalls für denjenigen der Augen im Kopf hatte, wie der selbe Mensch so ganz anders behandelt wird, nur weil er plötzlich eine besondere Stellung einnimmt.

Fühlte ich mich als Hahn im Korb? Ja, tat ich, und nutzte es auch zu einem gewissen Grad aus.

Gott sei Dank, war die moralische Einstellung in Bezug auf menschliche Beziehungen wesentlich klarer eingegrenzt. Ich hätte nicht gewusst, was ich mit den heutigen Freiheiten angefangen hätte.

Nur eine kleine Begebenheit, die diese moralische Einstellung beleuchtet und zeigt, dass es auch damals schon freie Geister gab. Ich hingegen nicht dazu gehörte. (Ich war ja so naiv.)

Eines Abends, so um die Zeit, wo die Eingänge zum Parkplatz bald geschlossen werden, kamen zwei junge, hübsche Mädchen zu mir und kichernd aber nicht verschämt, hörte ich eine der Beiden sagen:

„Dick, wir wollen morgen recht früh, also kurz nach Sonnenaufgang zum Strand kommen um Nacktaufnahmen zu machen. Wirst Du so gut sein und uns fotografieren?“

Mir blieb in dem Augenblick im wahrsten Sinn des Wortes, die Spucke weg. Ich glaube ich bin sogar rot geworden.

„Nein, Girls, ich schlafe um diese Zeit, ihr müsst Euch Euren Fotografen wo anders suchen!“

Ich weiß nicht, wie lange das Betteln dauerte. Ich blieb hart wie Kruppstahl und dumm wie ein Rindvieh. Ich schüttel heute noch meinen Kopf im Geist, wenn ich daran denke. Was für eine schöne Erinnerung ich doch heute wohl hätte?

Dann kam der Tag, an dem ich mich in meine erste Kanadierin verliebte. Junge, Junge war sie schön und nett zu gleich. Ganz natürlich schien es zu sein, dass sie mich nach dem Kennen lernen, beim Kommen grüßte und sich nach meinem Ergehen zu erkundigte. Oft stand sie neben mir, aus dem Wasser kommend, um ein wenig zu plaudern. Sie war zu Besuch bei ihrer Schwester. Sie lebte in Montreal, studierte dort Naturwissenschaft.

Eines Tages kam sie mit ihrem Schwager und ihrer Schwester und stellte mich ihnen vor. Als sie gingen, lud mich der Schwager ein. Er versprach mir, er würde mich an meinem freien Tag abholen und mir die Ottawaer Gegend zeigen. Danach wäre ich bei ihm zum Essen eingeladen.

Es war kurz vor Schluss der Badesaison und dem Ende meines Jobs, als die Einladung tatsächlich durch die Tat zur Wirklichkeit wurde. Ich hatte schon aufgegeben. Ich wurde abgeholt und durfte hinten im Wagen mit dieser schönen Kreatur, deren Namen ich nicht mehr weiß, sitzen. Wir hielten ab und zu sogar Hände. Ich war im gewissen blauen Himmel und die Geigen waren zu hören.

Ihr Schwager war ein Royal Mounted Policeman, RCMP. (Was hatte ich bloß mit Polizisten?) Er hatte bis zu diesem Tag keine Zeit gehabt, sein Versprechen einzulösen.

Der Tag war unvergesslich. Denn plötzlich war ich, wenn auch nur für kurze Zeit, in zivilisierter Umgebung mit ebenso zivilisierten, freundlichen Menschen, die nicht genug von und über mich hören konnten. Das Essen war gut. Es gab Truthahn. Ich aß wie ein kleines ausgehungertes ?? Der Tag, der Abend war viel zu schnell vorüber. Ehe ich mich versah, stieg ich aus und wanderte meiner

Hütte zu. Meine platonisch geliebte Kanadierin kehrte zu ihrem Studium zurück. Ich sah sie nie wieder.

Ihren Schwager und seine Frau besuchten Willy und ich ab und zu, bis er versetzt wurde. Sie waren immer gastfreundlich und schienen erfreut zu sein, uns zu sehen. Wir konnten nie gehen, ohne vorher irgend etwas gegessen zu haben.

Am Strand und nicht mehr ganz so naiv, ließ ich mir auch von einem anderen hübschen Mädels den Hof machen. ??

Sie verkaufte Zuckerwolfe von einem kleinen Wägelchen. Wir unterhielten uns oft. Es dauerte nicht lange da erhielt ich eine Einladung zum Essen von ihr. Wieder wurde ich abgeholt. Diesmal von ihrem Vater. Auf dem Weg zu seiner Wohnung musste ich mich einem Verhör unterziehen und ihm Rede und Antwort stehen. Ich sagte keinen Pieps über meine prekäre Stellung in der Welt der Arbeit. Ich schien ihm zu gefallen denn am Tisch fragte er mich ganz ernsthaft, ob ich seine Tochter heiraten wollte?

Ich wäre beinahe vom Stuhl gefallen. Von seinem unverhohlenen Interesse seine Tochter los zu werden machte er überhaupt keinen Hehl. Seiner Tochter schien es egal zu sein. Sie unterbrach ihn mit keinem Wort, keiner Geste. Ich dagegen, hatte keine Ahnung wie ich aus dieser Lage heraus kommen konnte, ohne Vater und Tochter zu verletzen?

Er würde mir Arbeit besorgen. Wir könnten bei ihm fürs erste wohnen und manches mehr. Ich erinnere mich nicht mehr an alles. Ich weiß aber, dass ich nie in sein Haus zurückkehrte. Am nächsten Morgen schien die Zuckerbäckerin alles vergessen zu haben. Sie flirtete mit mir auch am nächsten Tag genau wie vorher. Ich dagegen versuchte sie zu übersehen, wann immer ich konnte.

Man kann von diesem beiden Beispielen erkennen, dass ich keine Langeweile hatte. Im Gegenteil, das nächste Abenteuer wartete schon wieder auf mich.

Es war wirklich erstaunlich, wie viele Badegäste an mich interessiert waren und sich mit mir unterhalten wollten. Sie kamen und saßen neben mir auf der Bank und begannen ein Gespräch mit einer Frage und einer Höflichkeitsformel. Die meisten wollten näheres über Deutschland wissen. Nie aber fehlte die Frage, wie mir Kanada gefiel. Sie alle waren stolz auf ihr Land. Das verstand ich sehr wohl. Ich hingegen, sprach nicht gerne über Deutschland. Ich war nicht stolz auf mein Land, jedenfalls nicht auf die Geschehnisse der letzten Jahre.

Bei Gesprächen erzählte ich manchmal von meiner illegalen Beschäftigung und mein nicht einhalten des Kontrakts. An einem Nachmittag begrüßte mich ein junger Mann, mit dem ich mich schon wiederholt unterhalten hatte und der meine Geschichte gehört hatte.

. Er war Pfarrer einer kleinen evangelischen Kirche in Ottawa. An diesem sonnigen Nachmittag machte er mich mit einem seiner „Freunde“ bekannt. Dieser erzählte mir, er habe von meinem Problem gehört und sei bereit mir zu helfen.

Ich wollte natürlich wissen, wie er sich das vorstelle und traute meinen Ohren nicht, als ich hörte, er würde mir \$180.00 leihen. Damit könne ich meine Überfahrt bezahlen. Mit der Rückzahlung könnte ich warten, bis ich einen job gefunden hätte.

Ich wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen. Vielleicht hätte ich meinem Impuls folgen sollen? Dann wäre mir vielleicht einiges erspart geblieben? Ich empfand ein Gefühl von Dankbarkeit ohne gleichen. Was war es, dass mir soviel Gutes brachte? Die Gebete meiner Mutter? Wer konnte es wissen? Es wurde vereinbart, dass der Pfarrer mich Abends abholen würde um die Übergabe des Geldes mit einer guten Mahlzeit zu feiern.

Ich hatte kaum meinen deutschen Anzug angezogen, als ich eine Hupe hörte. Lacht nicht, deutsche Anzüge, die von uns Immigranten getragen wurden, waren schon lange nicht mehr modern in Kanada. Man konnte also nicht nur an den langen, nach hinten gekämmten Haaren, den Europäer erkennen, sondern auch an seiner Kleidung. ?

Das Restaurant zu dem er mich brachte, stand auf einer Halbinsel, die in den Ottawafluss hinein ragte. Vom Tisch, an dem mein Gönner saß, konnte man das hell erleuchtete Parlamentsgebäude sehen. Dies war das erste Mal für mich. Diese Klasse von Restaurant hätte ich in Deutschland wohl auch nicht betreten. Einfach zu fein für Farmhands wie mich.

Ich weiß nicht mehr, was ich bestellte, wie viel ich aß, ich weiß noch dass es mir Riesen Spaß machte und der Himmel voller Geigen hing.

Das Essen zog sich über mehrere Stunden hin. Die beiden Gastgeber hatten einander viel zu erzählen. Ich hörte meistens zu und ließ Messer und Gabel spielen. Dann über Kaffee reichte mir der Weihnachtsmann einen Scheck über \$180.00 Auf meine Frage nach Quittung und Schuldschein oder was immer, meinte er wegwerfend, er habe genügend Geld um sich keine Sorgen um die Rückzahlung machen zu müssen. Ich solle mir Zeit lassen. Dann gab er mir eine Bankkonto Nummer und schlug vor, dort die Beträge einzuzahlen. Dem stimmte ich schnell und gerne zu.

Es war mittlerweile 11 Uhr geworden. Als wir in den Wagen stiegen, war es stockdunkel. Da das Restaurant fast am anderen Ende der Stadt stand, galt es eine ziemlich lange Strecke zurück zu legen. Wir waren vielleicht 30 Minuten unterwegs, als mein Gastgeber mir mitteilte, dass das Auto kaum noch Benzin im Tank habe und nicht genug vorhanden sei, mich zum Stand zu fahren. Da alle Tankstellen geschlossen seien, meinte er, die einzige Lösung sei für mich bei ihm zu übernachten. Ich dankte ihm und nicht lange

danach erreichten wir ein Haus in dem er eine kleine Wohnung gemietet hatte. Ehe wir hinein gingen, zeigte er auf eine kleine Kirche und sagte das er dort seine Arbeit hätte.

Die Wohnung war klein und bestand aus einer Wohnküche und einem Schlafzimmer in dem ein großes, breites und ein kleines Bett stand. Kaum hatte ich das Schlafzimmer näher betrachtet, da ging mir ein Licht auf, nicht nur ein Licht, sondern gleich ein ganzer Kronleuchter. Weihnachten könnte vorüber zu sein, es könnte gleich Zahltag sein.

Was tun? Für mich waren und sind Homosexuelle Menschen, Menschen wie alle anderen. Meine Erziehung ließ es einfach nicht zu, sie zu verurteilen. Ich hätte auch keinen Grund dazu gehabt, denn mich hatte bis dahin keiner belästigt. Also was tun?

Ich hatte eine Scheck in der Tasche, der schnell gesperrt werden konnte. Vielleicht tat ich den beiden oder zu mindestens dem Pfarrer ja auch Unrecht?

Mein Strand war viele Kilometer entfernt. Ich würde ihn auch allein und zu Fuß gar nicht finden. Mit einer ganzen Reihe von Zweifeln im Kopf und einem unguuten Gefühl im Magen, zog ich mich aus und legte mich in das kleine Bett. Mein Gastgeber drehte das Licht aus und wir sagten Gute Nacht zu einander.

Ich kann mich erinnern dass meine ganzer Körper wie ein Bogen gespannt war und ich auf jedes Geräusch lauschte. Dann kam was ich befürchtete hatte. Er wollte wissen, ob ich noch wach sei. Auf meine Antwort, bat er mich doch zu ihm ins Bett zu kommen?

Darauf ich: „Nein, soll ich mich ankleiden und gehen?“

„Nein, bleibe hier!“

„Wenn Du mir versprichst, mich in Ruhe zu lassen, bleibe ich“

So ähnlich habe ich unsere sehr kurze und von meiner Seite, ziemlich scharfe Unterhaltung in Erinnerung.

Es dauerte lange, ehe ich mich entspannen konnte und in der Hoffnung nicht irgendwie angegriffen zu werden, schlief ich ein. Am nächsten Morgen, wurde nichts davon erwähnt, bis er im Wagen, kurz vor dem Ziel eine Entschuldigung hervor brachte, die ich entgegen nahm, in dem ich ihm durch die Frage:

„Was war denn gestern Nacht?“

zu verstehen gab, dass er nichts von mir zu befürchten hatte.

Ich sah ihn nie wieder, auch meinen Gönner nicht. So bald ich konnte begann ich meine Schulden in Raten ab zu bezahlen. Von der Immigration erhielt ich das ersehnte Arbeitsbuch und die Bescheinigung, dass ich ein legal gelandeter Immigrant sei. Ohne unsere Freunde, die Österreicher, dessen Namen ich mich plötzlich erinnere als Pfennich, hätten wir es wesentlich schwieriger gehabt. Ihre Gastfreundschaft war wirklich sehr großzügig. Der Grund dafür war nicht wirklich, wie ich früher schrieb, weil sie eine heiratsfähige

Tochter hatten und sie gerne los geworden wären, nein es waren nette hilfsbereite Menschen, die anderen die Einwanderung erleichtern wollten.

An ihre Adresse sendeten meine Eltern ihre Briefe, dort hinterließen Willy und Henry Nachrichten. Dort holte ich mir auch meine Bescheinigung ab, die bewies, Richard Ohl ist ein gelandeter Immigrant. Durch sie erweiterte sich auch unser Bekanntenkreis.

Mitte August war ich noch der Einzige, der wirklich frei war. Ich benutze das herrliche Wort, „frei“ mit Absicht. Denn in Kanada herrschte 1953 eine Freiheit, wie sie ein Europäer, ein Deutscher schon gar nicht, kannte. Eigentlich hat sich bis heute nichts an dieser Freiheit verändert. Im Gegenteil, sie ist seit einigen Jahren sogar fest im Gesetz verankert worden. Sie nennt sich: „Charter of Rights and Freedom“.

Kanada kennt z.B. keine polizeiliche Ab- oder Anmeldung. Allerdings gab es auch keine öffentliche Krankenversicherung, Arbeitslosenunterstützung, Wohlfahrt. Man war halt frei, alles das zu tun, was man tun wollte, solange keine Gesetze gebrochen wurden, und frei, in der Gosse zu verrecken, wenn man nicht mehr weiter wusste.

Die Tage an meinem Strand vergingen viel zu schnell. Mit dem Beginn der Schule, im September, einen Tag nach Laboer Da würde die Bade Saison ihr Ende sehen. Was dann? Diese Frage beschäftigte mich immer öfters. Im Augenblick aber war ich immer noch der „Boss“ über alles was ich sehen konnte.

Eines Tages, als ich wieder einmal darauf wartete, dass meine Dose Campbell Gemüsesuppe in der eigens von der Campbell Firma dafür erfundenen Aufwärmer heiß wurde, fragte mich Malcolm, ob er sich mal meine Kamera ansehen könnte. Natürlich, antwortete ich ihm, nichts ahnend.

Meine Kamera hatte ich kurz vor meiner Ausreise von meinem bevorzugtem Fotografen, der ein Fotogeschäft in der Königstraße betrieb verkaufen lassen als ich ihm bat, mir eine Kamera zu empfehlen, die im Ausland Interesse erwecken würde. Die Kamera sollte eine Art von Notgroschen sein. Herr Hofmann, komisch wie man manche Namen nicht vergisst, schmunzelte und tauchte hinterm Tresen unter.

Als er wieder auftauchte, hielt er eine Kamera in der Hand die er mir aushändigte, mit der Erklärung, dass diese Kamera für Sportberichterstatter erfunden worden sei,, da der

Gebraucher dieser Kamera in der Lage ist, damit zwei Aufnahmen pro Sekunde zu machen. Beförderung des Films sei automatisch. Eine Sprungfeder sei in der Lage den Film so zu befördern, dass 25 Bilder geschossen werden könnten, ohne die Kamera abzusetzen. Höchstgeschwindigkeit für das Öffnen der Blende sei 1000stel einer Sekunde.



Ich habe den Hersteller dieser Kamera vergessen. Ich habe nie ein zweites Model gesehen. Es war aber diese Kamera, die ich Malcolm nun vorführte. Es war nicht schwer zu sehen, dass er von der Kamera begeistert war.

„Was willst Du für die Kamera haben?“ fragte er mich.

Diese Frage kam allerdings unerwartet. Bis dahin hatte ich nie mit dem Gedanken sie zu verkaufen, gespielt. Für mich war die Kamera tatsächlich ein Notgroschen. Viele Bilder hatte ich mit ihr noch nicht gemacht. Es war ja nie genügend Geld da, um es an einem Film zu verschwenden und die Entwicklung zu bezahlen.

„Ich habe ein altes Auto, welches aber in guter Verfassung ist und einen guten Motor hat. Den gebe ich Dir für die Kamera?“

Ich erinnere mich noch an den Knoten im Bauch, den ich plötzlich fühlte. Die Spucke blieb sicherlich auch weg. An so eine Möglichkeit hatte ich nie gedacht. Sicher weil ich halt immer noch ein Greenhorn war und mir die Nord Amerikanische Art zu handeln völlig unbekannt war.

Ein Auto? Ein Auto? Donnerwetter das hieße unabhängig zu sein, das würde bedeuten schneller Adressen zu erreichen, wo jemand Arbeitnehmer sucht? Ich könnte Freunden helfen, Mädchen spazieren fahren?

Diese Gedanken kamen und gingen in blitzschnell durch meinen Kopf. Ich hörte mich sagen:

„Ich möchte das Auto sehen?“

Wir machten ab, dass er die Kamera mit nehmen würde und er würde mit dem Wagen am folgenden Morgen erscheinen.

Schließ ich in dieser Nacht, sicherlich, aber wie lange? Ein Auto zu besitzen, war doch für jeden Einwanderer einer der größten Wünsche. Besitz eines Autos würde Erfolg signalisieren. Natürlich Quatsch, aber das meinte man halt, meinen heute immer noch viele. Hatte das Auto auch ein Radio? Ohne Radio geht so etwas doch nicht. Das ist klar, Radio muss das Auto haben. Alles andere ist unwichtig. Oh ja, ein Motor ist natürlich ebenso wichtig. Der moderne Kanadier oder Amerikaner geht nirgends wo zu Fuß hin, solange sein Auto funktioniert. Er geht nicht einmal zum Briefkasten, nein jedenfalls nicht in 1953?

Gebrauchte Autos werden überall zum Verkauf angeboten. Auf unseren Wanderungen durch Ottawa blieben wir oft vor den immer wieder auftauchenden Gebrauchswagen Firmen stehen. Man konnte sie schon aus einiger Entfernung an den bunten Wimpeln, Luftballons, Leuchtreklamen erkennen. Große Schilder an den Windschutzscheiben verkündeten den Preis. Wir konnten uns ausrechnen, wie lange wir sparen müssten um

Natürlich keiner der kleinen oder großen Autohäuser verlangt bares Geld. Oh nein, es wird nur eine relativ kleine Anzahlung

verlangt, der Rest wird abgestottert. TÜF gab es und gibt es auch heute noch nicht in diesem Land der persönlichen Freiheit.

Schon lange vor dem Zeitpunkt an dem Malcolm gewöhnlich erschien, wartete ich vor seiner Bude. Ein wirklich altes Automodell bog von der Straße ab und fuhr in den Parkplatz rein und auf mich zu. Es war eindeutig alt, und ganz weiß. Sollte das etwas meine Kamera wert sein? Aber ja, denn ich konnte die Radio Antenne sehen. Es hatte also ein Radio? Funktionierte es auch? Wenn ich hier auch etwas übertreibe, so ist es doch richtig, mindestens für einen jungen Menschen ist das Radio im Auto ein muss.

Malcolm stieg gar nicht erst aus. Er lud mich zu einer Probefahrt ein. Im Nu waren wir auf der Landstraße. Ich konzentrierte mich ganz auf was er tat, wie er durch die einzelnen Gänge bis zum vierten Gang schaltete. Mir erschien das nicht all zu schwer zu sein.

Schließlich war ich schon einmal selbst gefahren und zwar in einem BGS Funkwagen. Damals hatten wir gerade unseren Funkwagen gewaschen und die Kameraden waren plötzlich verschwunden. Der Schlüssel steckte und ich unterlag der Versuchung. Ich stieg ein, ließ den Motor an und fuhr los. Einmal um den langen Fahrzeugschuppen, so schnell, dass bei der ersten Ecke der große Lastwagen nur noch auf zwei Rädern zu fahren schien. Der Schrecken der mir in dem Augenblick in die Glieder ging, werde ich wohl nie vergessen. Aber das ist eine andere Geschichte.

Das alte Auto fuhr schnell genug. Der Motor hörte sich, so weit ich wusste, gut an. Malcolm beschrieb die Vorteile eines so alten Autos. Unter anderem meinte er, dass es für Sammler von besonderen Wert sei. Ich fand dann heraus, dass w in einem 1937 gebauten Ford saßen. Der Motor aber, sage und schreibe nur sechs Jahre alt.

Auf dem Rückweg gab ich ihm zu verstehen, dass ich interessiert sei, aber einige Bedingungen hätte. Ich hatte mir alles ziemlich gut überlegt und brauchte nicht lange nachzudenken.

Er müsse mir Fahrunterricht geben und mir helfen meinen Führerschein zu bekommen. Er müsse mir ebenfalls behilflich sein, die Zulassung für das Auto auf meinen Namen zu überschreiben.

Zu meiner Überraschung sagte er auch sofort zu. Großzügig gab er mir zu verstehen, dass er die Versicherung auf mich überschreiben lassen würde. Damit erschien alles klar zu sein. Ich würde in Kürze Autobesitzer sein. Ja, und das Radio funktionierte einwandfrei. Na also.

Ein Greenhorn denkt nicht an die Kosten, die auf einen Autobesitzer unweigerlich früher oder später auf ihn zu kommen. Na gut, Benzin war damals billig, 34 Cents für eine Gallone. (circa 4 Liter) Was aber, wenn etwas kaputt geht? Bei einem so alten Auto,

könnte ein Teil nach dem anderen aufhören zu funktionieren. Was dann?

Ich konnte meinen Vater hören, denn ich wusste genau was er mir sagen würde. Der aber war nicht mehr in der Lage das zu tun, dafür war er zu weit weg. Ich bin überzeugt, ich hätte sowieso nicht auf ihn gehört.

Ich erinnere mich, dass ich für meine Freunde und Bekannte oft den Chauffeur gespielt habe. Nur Willy und Henry durften umsonst mitfahren. Die halfen dann mit den Unkosten ungefragt. Für alle anderen wurde ein Preis im Voraus festgelegt.

Unwichtig, wie lange es dauerte, bis ich Führerschein und Zulassung hatte, wann ich zum ersten Mal als Eigentümer in mein erstes Auto stieg und mich ganz allein, der Freiheit, die so ein Gefährt verspricht und hält, hingab. Ich erinnere mich auch nicht mehr. Auf alle Fälle war dieser Augenblick wieder einmal ein Höhepunkt in diesem ersten Jahr meiner Immigration.

An dem Morgen, als ich wie immer barfuß meinen Strand wieder einmal patrouillierte und plötzlich einen stechenden Schmerz in meinem linken, oder war es der rechte große Zeh, verspürte, hatte ich meinen Führerschein bereits und war die Kamera für immer los. Irgend jemand sah sich meinen Zeh an und stellte fest, das ich gestochen worden war. Von was? Es kann nur eine Biene oder eine Wespe gewesen sein, die sich wehrte, als mein Fuß sie in den Sand hinein drückte. Keine Ahnung, die Wirkung stellte sich jedenfalls sehr schnell ein. Sie überraschte mich in der Art und Weise, wie sie sich über den ganzen Körper ausbreitete.

Als erstes plagte mich ein starker Juckreiz der Kopfhaut. Dann breitete sich dieses Jucken über den ganzen Körper aus. Kleine rote Pünktchen erschiene überall, jedes mehr juckend, als das nächste. Irgend ein Samariter begleitete mich zur Hütte. Als er sah, wie ich versuchte mir meine Haare einzeln auszureißen, riet er mir sofort zur Notstation des in der Nähe liegenden Krankenhaus zu gehen. Er meinte das diese allergische Reaktion sogar lebensgefährlich werden könnte.

Ich schlug weitere Hilfe aus, setzte mich in mein Auto und fuhr los. Auf dem Weg zum Krankenhaus, wurde mir Hundeübel. Ich musste anhalten und mich am Straßenrand übergeben. Mit einer Hand kratzend, wenn ich sie nicht zum Schalten brauchte, erreichte ich ohne Unfall endlich das Krankenhaus. In der Notstation erklärte ich was geschehen sei. Man wies mir eine Bett auf dem Flur zu und folgsam legte ich mich hin um zu warten., bis ein Arzt frei sei.

Während ich da lag und versuchte nicht zu kratzen, hatte ich zum ersten Mal Zeit über meine Situation nachzudenken. Ich erinnerte ich mich Erzählungen, von Bekannten über ihre Erfahrungen mit der Krankenversorgung. Dies kann ich ja gar nicht bezahlen, fuhr es mir durch den Kopf. Ob es Zufall war weiß ich nicht, aber so plötzlich wie das Jucken begann, so plötzlich hörte es

auch wieder auf. Übel war mir auch nicht mehr, außer wenn ich daran dachte Schulden zu machen.

Bis jetzt hatte mich noch niemand nach meinem Namen gefragt. Es schien sich auch niemand um mich zu kümmern. Ich sah mich vorsichtig um. Der Gang war leer. Also nichts wie weg! Im Nu war ich auf den Füßen und ohne zurück zu blicken, eilte ich dem Ausgang zu. Schon wieder Glück gehabt.

Am Strand hatte mich außer Malcolm niemand vermisst. Der schien erfreut zu sein, dass ich wieder da war. Mir war es, als hätte ich die ganze Sache geträumt.

Plötzlich war dann der Morgen da, an dem ich Malcolm den Schlüssel zu meiner Bude zurück gab, meinen gepackten Strohkoffer, Bettwäsche, Decken in meinem Auto verstaute und dem Strand und den herrlichen Sommerwochen den Rücken kehrte.

## 8. Ein neuer Anfang

Wo ich hin fuhr an diesem Tag, wusste ich genau, wie die nächste Zukunft aussehen würde, wusste ich nicht. Ich hatte keinerlei Bedenken, sondern sah meiner unmittelbaren Zukunft voller Erwartungen entgegen. Meine freie Stunden hatte ich nämlich nicht vergeudet, sondern die Zeit damit verbracht, mir ein Zimmer zu suchen und zu mieten. Ich hatte ein Zimmer ganz in der Nähe der Pfennichs, gefunden, also in der Gegend die mir schon bekannt war. Es war möbliert mit Bett, Tischchen, Schrank, Stuhl, und einer Wärmeplatte, welches zwei Elemente hatte. Vor dem Bett lag sogar ein kleiner sauberer Teppich. Topf, Pfanne, Teller, Tassen, Messer Gabel, Schere Licht waren mir vom Vermieter erlaubt, und hatte ich mir gekauft.

Meine Vermieter waren ein älteres Ehepaar, die vor vielen Jahren aus England nach Kanada gekommen waren. Man konnte von ihren Gesichtern ablesen, dass sie ein hartes Leben hinter sich hatten. Wie überall in der Welt dauerte es einige Zeit, bis sie sich Menschen näher kommen. Sie entpuppten sich bald, als sehr nette und hilfsbereite Menschen entpuppten. Warum auch nicht? Ich machte nicht viel Lärm, brachte keine Frauen auf meine „Bude“ und bezahlte pünktlich meine Miete

Der eine oder andere aufmerksame Leser wird gemerkt haben, dass ich Frauenbekanntschaften bis jetzt aus dem Weg gegangen war. Er hat Recht. Der Grund mir dies zu versagen, war ein Düsseldorfer Mädchen. Sie war es, die als Erste mein Herz eroberte und dort bis zu meinen letzten Atemzug ihren Platz behalten. Oh, wie jung wir waren. Religiöse Gründe und Forderungen seitens ihrer Familie, erzwangen schließlich eine Trennung. Im Jahre 1953 war sie nie weit entfernt sondern füllte mein ganzen Denken. Ich war deshalb an einer neuen Bekanntschaft nicht im geringsten interessiert. Im Gegenteil, ich hoffte, die uns trennenden Hindernisse nach meiner Rückkehr zu überkommen und sie zu heiraten. Dies als Erklärung über mein Leben als Junggeselle.

Die Suche nach einem Arbeitsplatz war von mir inzwischen zu einer Kunstform ausgearbeitet worden. Mein Anliegen um Arbeit wurde flüssig und selbstsicher vorgetragen. Mein Arbeitsbuch steckte griffbereit in meiner Gesäßtasche. Ich wurde auch nicht mehr ungeduldig, wenn ich immer wieder kurz abgefertigt wurde. Irgend wann musste es klappen.

Tatsächlich fand ich meine erste Arbeit in einer Getränke Fabrik, die alle möglichen alkoholfreien Getränke herstellte, deren Namen und Geschmack ich bereits kennen gelernt hatte. Die Erzeugnisse würde man in Deutschland „Brause“ nennen, so glaub ich.. Hier heißen sie auch heute noch: Seven-Up, Gingerale, Rootbeer und, und, und. Schon am ersten Tag wurde mir vom Vorarbeiter besagt, ich würde nur solange arbeiten, wie das warme

Wetter anhielt. Das konnte ich verstehen. Ich fand es sehr nett, dass er mich derartig vorbereitete und dankte ihm.

Die Arbeit war nicht schwer, nein, aber langweilig. Ich stand stundenlang an einem Laufband, welches gewaschene Flaschen an mir vorbei bewegte. Hinter dem Band leuchtete ein grelles Licht, welches jeden Speck Dreck aufzeigte. Die schmutzigen Flaschen musste ich entfernen und in Kisten stellen.

Einige Tage war ich damit beschäftigt. Ich erinnere mich nicht mehr an den Lohn, nur das ich soviel trinken durfte, wie ich wollte. Ich habe mich in der Zeit mit mindestens acht nie vorher gesehenen oder probierten Sprudelarten bekannt gemacht. Dann wurde ich befördert. Oh ja, ich wurde Beifahrer und half gefüllte Kisten zu den Geschäften zu bringen. Jetzt bekamen meine Arm und Rückenmuskeln etwas zu spüren. Gleichzeitig lernte ich die Stadt besser kennen. Immer die Augen offen, notierte ich manche Adresse, wo ein Schild im Fenster anzeigte, dass jemand für Arbeit gesucht wurde. Mir wurde gekündigt, als ich an einem regnerischen Morgen zur Arbeit kam. Da ich es erwartet hatte, war ich schnell darüber weg.

Als nächstes fand ich eine Arbeit in einem Restaurant. Nein, nicht als Tellerwäscher. Wäre ich Tellerwäscher geworden, hätten sich bestimmt irgendwann auch die Millionen eingestellt. Ich wurde eingestellt um in einer Kaffeebar, die der Besucher, ehe er in das eigentlich Restaurant hinein ging, als erstes betrat. Kunden saßen auf Hockern, schlürften ihren Kaffee und aßen irgend etwas gebackenes.

Meine ersten Kunden mussten unweigerlich den Eindruck gewinnen, dass sie einen Idiot vor sich hatten. Einmal konnte ich oft nicht verstehen, was sie wünschten, dann wieder befürchtete ich, etwas falsches zu servieren. Ich war so nervös, dass ich mir einmal meinen Daumen verbrühte, als ich den Kaffee, anstatt in eine Tasse, in die Untertasse goss. Ich hätte doch besser Tellerwäscher werden sollen und der Tellerwäscher, Bar Kellner.

Mein Chef erkannte das auch schon nach nur wenigen Tagen und riet mir eine andere Arbeit zu suchen. Ich war zum ersten Mal gefeuert. (Wie man hier so gerne sagt: „You are fired!“)

So verging der Monat September. Mein gesellschaftliches Leben hatte sich seit meiner Rückkehr in die Stadt und dem Besitz eines Autos, wesentlich verbessert. Vor allem konnten wir Filme in weit entfernten Kinos leichter sehen, oder, was wir sehr gerne taten, ins „Drive-In“ Theater fahren.

Das ist ein Kino im Freien. Neben jedem geparktem Auto, dessen Vorderräder höher, als die Hinterräder stehen, befindet sich eine Säule an der ein Lautsprecher hängt, der im Auto an die Fensterscheibe gehängt wird. Der Film wird auf einer riesen Leinwand am Ende des Platzes hoch über dem Boden steht, gezeigt.

Die Stammgäste dieser Drive-In Theater sind junge Männer und Mädchen. Viel sehen die meisten nicht vom Film, denn , den Rest kann sich jeder selbst ausmalen.

Henry hatte sich ein „Bratkartoffelverhältnis“ aufgegebelt. So dachten wir damals jedenfalls. Er belehrte uns später eines anderen, in dem er Erna heiratete. Sie war eine junge Frau aus Hinterbayern, die bei einem reichen jüdischen Ehepaar, als eine Art von Haushälterin arbeitete und wohnte.

Henry war ebenfalls vogelfrei und arbeitete zuerst in einer Bäckerei und dann als Faktotum für eine Maklerfirma, die u.a. eine ganze Anzahl von Wohnungen für ihre Besitzer verwaltete. Henry, der alles zu kennen schien, reparierte was immer von den Mietern beanstandet wurde.

Henry und Erna blieben unsere Freunde bis zu Henrys Tod in 1984. Einige Jahre später brach der Briefverkehr zwischen Erna und uns ab. Bis zu Henrys Tod arbeiteten beide. Er als selbständiger Vertreter für einen Nähmaschinen Hersteller, dessen Maschinen er auch reparierte. Sie immer noch für ihre jüdische Familie. Dabei hätten sie es nicht nötig gehabt. Denn sie besaßen inzwischen neben ihrem eigenen Haus, zwei andere, die ihnen, da ohne Hypothek ein gutes Einkommen gaben. Von einem guten Bankkonto gar nicht zu reden.

An Wochenende, während ich im Hauptquartier in Ottawa arbeitete und wir in Ottawa wohnten, besuchten wir sie oft in seinem, selbst erbauten Wochenendhaus. Er hatte dieses Haus in seiner Freizeit im Stil eines bayrischen Bauernhaus gebaut. Sein Grundstück grenzte an einen See, der mit Forellen besetzt, die fast darum baten, gefangen zu werden. Es lag in der Provinz von Quebec, und war nur 30 km von Ottawa entfernt.

Jedes Mal wenn ich in Ottawa dienstlich zu tun hatte, kam ich nicht umhin, bei ihnen Quartier zu machen. Während wir in Ottawa lebten, nahmen wir sie oft zu Funktionen in unserer Messe (Kantine) mit. Wir begleiteten sie zu Tänzen zum deutschen Klub. Meistens zur Karnevalszeit.



Im ersten Stock, im Haus meines Vermieters, wartete dann auch ein Zimmer auf Willy. Mein Landlord hatte sich bereit erklärt, dieses Zimmer bis zum 1. Oktober zu reservieren. Eigentlich war das

keine große Güte. Das Zimmer wurde mir angeboten, als ich nach einer Bleibe suchte. Dieses Zimmer lag auf der Straßenseite. Ich wollte meine Ruhe haben und wählte das Zimmer nach hinten.

Da saß ich nun in meinem ersten eigenen Zimmer in Kanada. Viel war es nicht was ich bis zu diesem Augenblick erreicht hatte. Dann wiederum war es doch eine ganze Menge. Ich hatte meine Überfahrt bezahlt und war ein freier Mensch. Ich hatte genügend Geld gespart um einige Wochen ohne Sorgen zu leben. Ja und unter mir, in der Einfahrt zum Hinterhof des Hauses, stand ein Auto, welches mir gehörte.

Allein in meinem Zimmer zu sein, machte mir auch nichts aus, denn ganz in der Nähe wohnten eine Reihe von netten Menschen, die bereit waren, meine Sorgen, Hoffnungen, Fragen zu verstehen und zu beantworten. In den Monaten, seit meiner Einreise, veränderten die Erlebnisse den Menschen Richard Ohl in positiver Richtung. Ich empfand eine große Genugtuung an dem was ich erreicht hatte, Stolz auf meine Unabhängigkeit, und sehr optimistisch bezüglich meiner Zukunft.

Jetzt bestand mein Frühstück aus Weißbrot und Marmelade, Mittag machte ich nur immer wieder Campbell Suppe aus der Dose heiß. Ein „hot dog“ (heißer Hund - Frankfurter) fehlte nur selten. Bis heute kann ich keine Campbell Suppendose ansehen, ohne an diese Zeit zu denken. Abends wieder Weißbrot mit Wurst und Käse. Natürlich ging ich ab und zu zur Abwechslung und um aus der Bude raus zu kommen, in ein Restaurant zum Essen Gebratenes Hühnchen war mein Lieblingessen, ist es heute noch. Sonntags wurde ich oft zum Essen eingeladen.

Sonntags war eigentlich der einzige Tag, der im Schneckentempo verging. In der konservativen Provinz Ontario durfte an Sonntagen außer Restaurants nichts geöffnet werden. Kinos, Geschäfte, zum Beispiel blieben geschlossen. Nur die Kirchen waren geöffnet und mit Gläubigen gefüllt. An Sonntagen rollt man die Teppiche auf, ist eine beliebte Beschreibung, die von leidenden Kanadiern gebraucht wurde.

Dagegen war in der Provinz Quebec alles geöffnet. Da die Stadt Hull auf der anderen Seite des Ottawa Flusses über eine Anzahl von Brücken leicht zu erreichen war, war dort an Sonn- und Feiertagen Hochbetrieb. Wir Deutsche machten auch häufig von den dort angebotenen Vergnügungen eifrig Gebrauch.

Als Einzelkind war ich es gewöhnt allein zu sein und mir die Zeit zu vertreiben. Meine Sonntage verbrachte ich viel mit lesen von billigen Taschenbuch Romanen die von Cowboys und Indianer handelten. Später kamen Kriminal- und Zukunftsromane hinzu. Ich hatte mir inzwischen ein kleines Radio gekauft. Ohne Musik zu leben, fand ich nicht lebenswert. Zuerst musste ich mich aber an die viele Reklame gewöhnen. Nach jedem Stück Musik wurde irgend etwas angepriesen. Nachrichten, immer die gleichen, wurden jede



30 Minuten geliefert. Mein Geschmack für Country and Western, (Cowboy Musik) war auch unterentwickelt. Der Mensch gewöhnt sich aber an alles. Diese Art der Unterhaltung gehörte zur Nord Amerikanischen Kultur und für mich deshalb zu mindestens wert zu verstehen.

Auf ein Schild hin, welches jedem, der lesen konnte, aufrief sich im Inneren des Geschäftes um eine Anstellung als Staubsauger Vertreter für die Firma Elektrolux zu bewerben, ging ich hinein und bewarb mich. Große Hoffnung hatte ich dabei nicht. Mein Englisch war sicherlich nicht gut genug um Hausfrauen zum Kauf eines Staubsaugers zu überreden?

Zu meinem Erstaunen sagte mir die Person, die mir einige Fragen stellte, und vor allem wissen wollte, ob ich ein Auto besäße, ich könnte für die Firma auf Kommission arbeiten. Auf Kommission arbeiten, hieß verdienen, wenn ein Gegenstand verkauft ist. Stundenlohn gab es in diesem job nicht. Die Firma hatte also nichts zu verlieren.

Sie bat mich am folgenden Tag um 10:00 Uhr zurück zu kommen um einem Verkäufer kennen zu lernen. Mit ihm würde ich dann los gehen und von ihm lernen wie Staubsauger verkauft werden. Einige Freunde hatten ihren Spaß mit mir an dem Abend. Sie redeten von lustigen Witwen und einsamen Hausfrauen, die alle etwas anders als Staubsauger von mir wollten. Ich ließ mich nicht Bange machen.

Punkt 10:00 Uhr meldete ich mich bei der Angestellten. Sie stellte mich einem Mann vor, der einen sympathischen Eindruck machte. Er wollte Tim genannt werden. Fremde Menschen zu duzen war für einen Europäer ungewohnt, ließ sich aber nicht ändern. Der Gebrauch des Vornamens war dagegen etwas anderes und zu Beginn nicht leicht. Innerlich zuckte ich heute noch ein wenig zusammen, wenn z.B. ein zehnjähriges Kind, welches mich noch nie gesehen hat, mit meinem Vornamen anredet.

Tim und ich gingen zu seinem Auto und auf dem Weg zum ersten Kunden, erzählte er eine wenig von sich und was ich zu erwarten hätte. Der Drill bestand darin, die Person, die auf das Klingeln der Hausklingel die Tür öffnete, zu überreden, dass es ihr Vorteil sei, sich eine Demonstration des besten Staubsaugers in Kanada zeigen zu lassen. Hervor zu heben dabei dass - Nein, zu kaufen brauche sie ihn nicht!

Wir begannen an einem Ende einer langen Straße, wo zu beiden Seiten einfache, kleine Einfamilienhäuser standen. Jedes hatte einen schmucken Vorgarten. Hier und da war das Grundstück mit einem Holzzaun oder einer Hecke von anderen abgegrenzt. Die Häusern gehörten der mittleren Einkommensklasse an.

Die meisten dankten und machten die Tür schnell wieder zu. Wenn wir Einlass gewannen, geschah es meistens tatsächlich auf Langeweile oder Neugierde. Das war leicht zu erkennen, denn nur

in den wenigstens Fällen verkaufte Tim einen Elektrolux. Auf unser Bitten hin, wurden wir ins Wohnzimmer geführt, wo mein Lehrer den mitgebrachten Staubsauger anpries und die einzelnen Teile erklärte. Als Coup de Grace schüttete er dann zum Erschrecken der Hausfrau einen Beutel mit allem möglichen Dreck auf den Teppich und demonstrierte wie schnell sein Modell den ganzen Dreck aufsog.

So ging das eine Woche lang. Eine Woche lang, in der ich nichts verdiente. In der ich aber die Routine rückwärts erklären konnte. Das war ja auch der Sinn meines dabei seins. Deshalb war ich nicht überrascht, als Tim mir am folgenden Montag einen Staubsauger mit allem Zubehör, einschließlich Beutel mit Dreck aus dem Kofferraum mit den Worten aushändigte:

Dieser Staubsauger ist für Dich, Dick“ sagte er, „ich möchte das Du die linke

Straßenseite nimmst, während ich die rechte Seite abklappere.“

War ich nervös, willst Du wissen? Und ob! Denn in dem Augenblick wurde mir erst so richtig klar, worauf ich mich eingelassen hatte. Als Kaufmannslehrling fiel es mir schon sehr schwer, Leuten etwas zu verkaufen was sie nicht wollten, und von dem ich wusste, dass es von billigster Qualität war. Das war damals einer der Gründe, warum ich den Beruf so schnell an den Nagel hängte. Mir wurde blitzschnell klar, dass ich die nötige Überredungskunst, wie Tim sie besaß, nicht aufbringen konnte.

Ich hatte aber auch nicht den Mut, da, auf der Stelle, dies zu zugeben, Dafür hatte sich Tim zuviel Mühe mit mir gemacht, oder so schien es mir zu der Zeit. Also packte ich meinen Staubsauger, ging zum ersten Haus, auf der linken Seite der Straße, und tat so, als ob ich die Haustürklingel betätigte. Statt dessen hielt ich meinen Finger neben den Klingelknopf. Natürlich öffnete sich die Tür nicht, die Türen der nächsten Häuser auf der linken Seite der Straße auch nicht.

Irgendwann, irgendwie stand ich wieder beim Auto, wartete auf Tim, wurde zurück in die Stadt gefahren und bei meiner Wohnung abgesetzt. Erst dann unterrichtete ich ihn von meinem Entschluss. Er versuchte mich zu überreden mit genau so viel Begeisterung, wie er sie beim Kaufversuch aufbrachte. Es war vergebene Liebesmüh. Den Staubsauger musste ich mit hinein nehmen. Den musste ich persönlich abliefern um mein Arbeitsbuch wieder zu bekommen. Was meinst Du wohl, ich verkaufte ihn. Meine Vermieterin erzählte mir, sie könnte eigentlich einen neuen Staubsauger gebrauchen. Mit Feuer und Flamme zeigte ich ihr in ihrem Wohnzimmer was ich gelernt hatte und was der Staubsauger alles konnte. Sogar den Beutel mit Dreck breitete ich auf ihrem Teppich aus. Ich war mal wieder stolz auf meines Vaters Sohn. Jawohl!

Meinen beiden Freunden, Willy und Henry schien es gut zu gehen. Willys Englisch wurde immer besser. Er hatte sich an die harte Arbeit auf der Farm gewöhnt, wartete aber doch sehnsüchtig auf seine Freiheit und Rückkehr in die Zivilisation. Henry backte nachts Brot und arbeitete am Tage in einer Werkstatt.

Dann kam der Tag an dem ich als Verkäufer in einem Eisenwarengeschäft eingestellt wurde. Ich erfuhr von einer freien Stelle auch diesmal durch ein Schild im Schaufenster des Geschäftes. Er schien, als ob dieser, mir aufgezwungene Beruf, doch nützlich sein könnte.

An den Lohn, den ich wöchentlich erhielt, kann ich mich heute noch erinnern. Es waren \$27.00. Da hatte ich doch als Bademeister tatsächlich mehr verdient. Der erste Verkäufer wurde mit \$42.00 entlohnt wöchentlich. Der war zu dem Zeitpunkt schon acht Jahre bei der Firma. Es war mir bald klar, dass ich für den Winter zwar gut untergebracht war, ein Job für die Zukunft war es aber nicht, es sei denn ich heiratete des Bosses Tochter. Die war aber erst 10 Jahre alt.

Das Arbeitsklima war sehr gut. Einer meiner Mitarbeiter war ein Mann, der von England aus im Krieg, als Kampfflugzeug Pilot in der Battle of Britain teilgenommen hatte. Das ich Deutscher war, hat er mich nie anmerken lassen. Im Anfang war meine Arbeit ähnlich wie die eines Lehrlings. Ich schnitt Glas, füllte Kästen mit Nägeln, Schrauben, usw. machte sauber, machte mich nützlich. Nicht lange nach meinem Eintritt in die Firma, fühlte ich mich als vollwertiges Mitglied der Belegschaft.

Kanadier, reich und arm, in Positionen von Autorität oder von Mitarbeitern, sind es gewöhnt, dass sich das Personal dauernd ändert. Es fragt auch keiner von ihnen nach persönlichen Dingen. „None of my business!“ (Geht mich nichts an!) ist ein allgemeine Denkweise und Handlungsweise. Wenn um Hilfe gebeten, ist der Kanadier sofort zur Stelle, ohne zu fragen. Der durchschnittliche Kanadier behandelt sein Gegenüber, so wie dieser ihn behandelt. Kommt es aber zur Sache berufliches Vorwärts kommen, so kann er genau so hinterhältig sein, wie jede andere Nationalität.

Kurz vor Weihnachten versammelte sich die Belegschaft in einem Hotel um zusammen zu feiern. Ich erinnere mich nur noch an zwei Empfindungen. Ich fühlte mich zwischen den Menschen sehr wohl und die Chefin schmiegte sich beim Tanzen zu dicht an mich. Fragezeichen explodierten in meinem Gehirn. Wenn der Chef das sieht, werde ich dann gefeuert? Ist das eine Einladung? Später, viel später in meinem kanadischen Leben, wurde mir klar, dass man halt so tanzt.

Man sieht, ich war immer noch sehr naiv.

Willy war schon eine Anzahl von Wochen mein Zimmernachbar. Oft sahen wir uns nicht, denn so weit ich mich erinnere, besorgte Henry ihm Arbeit in seiner Bäckerei. Wenn Willy nicht arbeitete

oder schlief, traf er sich mit einem netten deutschen Mädchen mit Namen Marianne. Marianne arbeitete für eine kanadische Familie als Kindermädchen. Wo und wie sie sich kennen lernten, ist mir entfallen. Obwohl ich mich für ihn freute, war ich enttäuscht und fand es schwierig meine Stunden zu füllen ohne seine Gegenwart. Natürlich verstand ich meine neue Position in diesem Dreieck. Ich war die meiste Zeit das dritte Rad am Wagen, oder? Es ist ganz natürlich, dass ein Mädchen sich leicht zwischen Freunde stellt. Ich hätte genau so gehandelt.

## 9. Ein kurzer Besuch der USA

Kurz vor Weihnachten, an einem sonnigen Wintermorgen fuhren Willy und ich los um endlich Fuß auf amerikanischen Boden zu setzen. Die Grenze war nur etwas über 100 Meilen entfernt. Die Straße dahin führte uns durch grüne Tannenwälder, immer noch grünen Wiesen und gut gepflegte Ländereien. (Wir mussten das ja wissen, waren wir doch nun „Experten in der Landwirtschaft“.

Nach Überquerung des St. Lorenzstroms, der zusammen mit dem St.Lorenz Seeweg den Atlantik mit den fünf großen Seen verbindet, und im Sommer ermöglicht, dass Frachter die dort liegenden Binnenhäfen anzulaufen, näherten wir uns der kanadischen Stadt Cornwall und dem Grenzübergang zur USA.

Ich hatte Willy überredet, seinen Geburtsort als Ottawa anzugeben, wenn er danach von einem amerikanischen Beamten gefragt wird. Ich hatte erfahren, dass diese Frage meistens die einzige ist, die von Beamten gestellt wird, ehe er den Weg in die mächtige USA frei gibt, oder versperrt. Kanadische Staatsangehörige konnte zur jeder Zeit die USA besuchen und brauchten dazu kein Visum.

Gelandete Immigranten, so nannte man Einwohner Kanadas wie uns, war Besuch der USA nur mit Visum erlaubt.

„Willy, versuche Ottawa so auszusprechen - Oddaawa -!“

und Willy versuchte:

„Otttttaw!“

„Nein,“ Willy! - Schau mich an: Oddaawa!“

„Otttttaw, Otttttaw!“

Der Gedanke, wir täten etwas illegales kam mir wohl. Wir sprachen schließlich darüber und es gelang mir Willy zu überreden, einen Versuch zu machen. Er musste zuerst aber noch ein wenig üben Oddaawa zu sagen.

Es herrschte wirklich gute Laune in unserem kleinen Auto. Die Entfernungen zwischen den einzelnen Städten ist so groß, dass immer der Zeitpunkt kommt, wenn Radioempfang so schlecht ist, dass der Empfänger ausgeschaltet werden muss, bis der Fahrer in die Nähe der nächsten Station kommt. Jede Stadt hat eine Reihe von Radiostationen. Damit sie sich nicht gegenseitig störten, waren die Sender schwach. So war es auch diesmal. Machte nichts, denn wir sangen gerne und laut.

Dann fuhren wir plötzlich durch Cornwall. Eine kleine Stadt, nach deutschen Maßstäben, die sich zum großen Teil durch die Lagerung von Getreide in hohen Silos und das Verladen desselben in die Lageräume großer Frachter ernährte.

Niemand von der kanadischen Zollstation nahm Notiz von uns. Ein gelangweilt aussehender Beamter hob grüßend die Hand und winkte uns weiter zu fahren. Wir waren jetzt auf der Brücke, die den St. Lorenz- Strom überquerte.

„Also Willy, vergiss nicht: Lächeln und Oddaawa!“

Der US Beamte kam aus seinem kleinen Gehäuse, die rechte Hand erhoben. Ich hielt neben ihm an und kurbelte das Fenster runter.

Er beugte sich runter zum Fenster und fragte

„Wo sind sie geboren?“

„Oddaawa!“ war meine Antwort.

Dann wendete er sich an Willy mit der gleichen Frage:

Mein guter Freund lächelte etwas schief und antwortete:

„Otttttawa!“

Der Beamte wies mich an, den Wagen in einem großen, leeren Parkplatz hinter dem Zollgebäude zu parken und dort zu warten. Er bedeutete Willy aussteigen und ihm in das Zollhaus folgen.

Ich kann auch jetzt noch den ängstlichen Blick sehen, den mein armer Freund mir gab, als er vor dem Beamten durch die Tür ging und verschwand.

Erst jetzt wurde mir so richtig klar, was ich da angestellt hatte. Die Frage, würde Willy überhaupt wieder kommen, wurde jetzt zur wichtigsten Frage, die alle anderen Gedanken verscheuchte, und mir Magenschmerzen bereitete.

Nach einiger Zeit wurde mir aber auch klar, dass ich auf amerikanischen Boden stand oder saß. Wie für viele Europäer, so war die USA auch für mich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Ich musste über eine Stunde warten. Eine Stunde die im wahrsten Sinne des Wortes, im Schneckentempo dahin schlich. Ich wäre liebend gerne zur Toilette gegangen. Ich wagte aber nicht auszusteigen, vor Angst man könnte das missverstehen. Wo war nur der mutige Abenteurer geblieben?

Willy erschien. Von seinem Gesicht konnte ich ablesen, dass er ohne Schaden davon gekommen war. Wir waren beide wirklich gut davon gekommen. So schien es uns beiden Greenhorns an dem Tag. Wir lachten uns an, suchten und fanden das Amüsante an dem Abenteuer. Ich ließ den 47iger Motor anspringen und wendete den Wagen in Richtung Kanada. Der Gedanke der sich einschlich war: Wenn bloß die Kanadier uns keine Schwierigkeiten machen? Dann sitzen wir hier auf der Brücke für den Rest unseres Lebens? Gab ich mir zur Antwort, ohne das Willy mich hörte. Mensch, Maier!

Willy erzählte mir, dass er eine ganze Anzahl von Fragebögen ausfüllen musste, die alle etwas mit Antrag einer Immigration nach

den Staaten zu tun hatten. Als er damit fertig war, wurde er allein gelassen. Ehe der Beamte mit den Formularen das Zimmer verließ, unterrichtete er Willy, er habe zu warten, bis über seinen Antrag beschieden ist. Nach einer langen Warterei wurde ihm dann gesagt, dass sein Antrag in die Staaten einzuwandern, abgewiesen sei. Ihm wurde befohlen nach Kanada zurück zu kehren.

Donnerwetter, mein Oddaawa hatte einen erfahrenen Immigrationsbeamte irre geführt. Darüber kann ich mich auch in diesem Augenblick der Erinnerung noch genau so freuen, wie damals. Die Richtlinien sollten geändert werden. Beamte müssten weitere Frage stellen. Bei Beantwortung einer zweiten Frage, wäre mein starker deutscher Akzent bestimmt aufgefallen. (Dabei komme ich aus der Nähe Hannovers, wo das beste Hochdeutsch gesprochen wird.).

An die Heimfahrt erinnere ich mich auch noch sehr gut. Nicht nur, weil wir lange brauchten uns zu beruhigen, sondern weil hinter mir plötzlich eine Polizeisirene aufheulte und mir sofort das Herz in die Hose fiel.

Hatte man die Polizei hinter uns hergejagt? War ich zu schnell gefahren? Nein, nicht doch, mein alter Ford kann gar nicht die Geschwindigkeitsbegrenzung von 80km überschreiten. Rechts rann fahren, langsam anhalten und tief atmen, dachte ich und tat es. Im Rückspiegel sah ich den Polizisten aussteigen und auf uns zukommen.

Der Polizist beugte sich bis zum offenen Fenster und sagte:

„Wissen Sie, dass Ihre linkes Rücklicht nicht funktioniert?“

Ein Stein fiel mir vom Herzen, oder es stieg aus der Hose wieder zurück wo es hingehörte. Wer weiß, ich war froh, es war nur ein Rücklicht.

Er gab mir einen Strafzettel und die Mahnung, meinen Wagen innerhalb von 24 Stunden repariert einem Polizisten zu vorzuführen. Dann ging er mir einem freundlichen „Good Bye!“ Ich hatte jetzt genug erlebt und hatte nur noch einen Wunsch, so schnell wie möglich wieder in Ottawa sein zu können.

## 10. Weiter nach Westen

Die Tage und Wochen vergingen im Vergleich zu vielen anderen, eintönig und langweilig. Unser erster kanadischer Winter gab uns nichts, das wir nicht auch zu Hause in Lübeck von ihm erhielten. Komischer Weise spürten wir Einjährige die Kälte nicht in dem gleichen Maß, wie die Eingeborenen. Während die sich nicht ohne Wintermantel, Ohrenschutz, Handschuhen auf die Straße wagten, fühlten wir uns wohl ohne allen dreien.

Wenn immer Immigranten irgend wo zusammen saßen und über Zukunftsmöglichkeiten sprachen, fiel auch oft der Name: „Kitimat.“ Dann wurden es manchmal still im Raum. Kitimat und guter Verdienst waren synonym. In Kitimat entstand das größte Aluminiumbergwerk der Erde. Die Fabrik, die das Aluminium verwendungsfähig machen sollte, wurde auch dort gebaut.

Kitimat schien aber für einen Immigranten der in Ottawa lebt, außer Reichweite zu sein. Es lag im hohen Norden British Columbian und war von Vancouver aus am besten mit dem Flugzeug zu erreichen. Die Bahnfahrt von Ottawa nach Vancouver dauerte fünf Nächte und vier Tage, oder anders um. Ich kann mich nicht mehr erinnern.

Bald sprach jeder durch einander. Der eine wollte gehört haben, das eine Menge Arbeiter gesucht würden. Jemand anders staunte laut über den Stundenlohn von \$25.00. Ein dritter sagte, er könne das bestätigen. Außerdem, so informierte er uns, sei Unterkunft und Verpflegung frei. Jede vierte Woche würde man für eine Woche Urlaub nach Vancouver geflogen. Mensch, da sollten wir hin. Wieder herrschte Stille. Was man alles mit dem Geld anstellen könnte? Mensch, Maier!

Vorm einschlafen dachte ich oft an diese Gelegenheit, schnell zu Geld zu kommen. Dann könnte ich vielleicht doch noch zur Funkerschule in Hamburg und mein Patent machen? Aber wie nach Vancouver kommen? Das war die Frage.

Eines Tages, beim Lesen der Ottawa Citizen, kam die Antwort. In einer Annonce wurden Menschen gesucht, die ein Auto von der Fabrik in Oshawa, wo sie hergestellt werden, nach Vancouver fahren möchten um den Wagen dort bei einer Autofirma. ab zu liefern? Für die Fahrt waren sieben Tage erlaubt. Zwei Ölwechsel würden von der Firma gezahlt. Der Wagen sei voll versichert. Allerdings müsste der Autofahrer den Treibstoff selber bezahlen.

Das war doch was, oder? „Wiiiiiilly!“



## 11. Auf Biegen oder Brechen

Ja, das war was. In den nächsten Wochen konnte ich von den Gedanken an und über solche, Abenteuer versprechende, Reise einfach nicht mehr davon rennen. Ganz von selber schien die Reise Gestalt anzunehmen. Ich begann zu planen und Willy zu überreden mit zu kommen.

Ernsteres geschah in dem ich einen Brief an den Auto Hersteller General Motors in Oshawa, Ontario schrieb, in dem ich mich anbot, einen ihrer Wagen nach Vancouver zu fahren. Vom der großen Shell Ölfirma ließ ich mir die nötigen Straßenkarten kommen. Aufgezeichnet waren zwei Routen, eine die uns durch Kanada führen würde, die andere, etwas längere, würde uns durch eine Reihe von amerikanischen Staaten bis nach Washington fahren lassen, wo wir dann die Grenze überqueren würden.

Es war mir von Anfang klar, dass wir durch die Staaten fahren würden. In Wisconsin lebte ein Bruder meines Vaters, den ich besuchen wollte. Die amerikanischen Indianer waren als Kind meine Helden. Karl May brachte sie in seinen vielen Büchern zum Leben. Lederstrumpf und der Indianer General Custer waren zwei weitere Gestalten, deren Leben und Sterben mich beeindruckt hatten.

Willy und ich verbrachten manche Stunde über die Landkarten gebeugt, oder aufzuschreiben, was wir brauchten für die Reise. Geld, vor allem Geld musste gespart werden, deshalb entschlossen wir uns im Auto zu schlafen und nur eine warme Mahlzeit pro Tag einzunehmen. Willy schien bald genau so begeistert wie ich, vor allem wenn er an das zu verdienende Geld dachte und Pläne schmiedete was er damit tun würde.

Die Tage und Wochen vergingen sehr schnell. Das Datum war von der General Motors Verkaufsabteilung festgelegt. Wir sollten uns bei ihnen am 15. März 1954 morgens melden. Die Übergabe würde nicht lange dauern. Der 15. würde uns nicht als Reisetag angerechnet. Der Wagen müsse am 23. in Vancouver abgeliefert werden.

Es ist leicht mich in diese Zeit zurück zu versetzen. Ich konnte kaum an etwas anderes denken. Wir würden einen halben Kontinent durchqueren, frei wie die Vögel, ohne Zwang jemand anders zufrieden stellen zu müssen. Irgend etwas in mir hat mich seit meiner frühesten Jugend getrieben, Berge hinauf zu steigen um zu sehen, was auf der anderen Seite zu sehen sein mag. Meine Kuriosität kannte keine Grenzen, wenn es sich um Menschen, Kulturen, Landschaften drehte.

Als Lehrling verbrachte ich meine Urlaube um per Fahrrad Deutschland kennen zu lernen. Als ich einmal im Winter den Studenten Prinz im Kino sah, konnte mich nichts halten im darauf folgenden Sommer mit dem Fahrrad nach Heidelberg zu radeln, wo

ich mir alles sehr genau ansehen musste, ehe ich mich auf den Rückweg machte.

In dieser Zeit verfolgte ich Touristen, die sich in einer fremden Sprache unterhielten, oder im Dialekt sprachen, um ihnen zu zuhören und um vielleicht einen Hauch der weiten Welt zu erhaschen.

Es ist also kein Wunder, dass ich voller Erwartungen und Spannungen daraufhin plante den nächsten Berg zu besteigen um zu sehen, wie die Welt dahinter aus sah?

Als ich meinem Arbeitgeber, Mr. Allen von meinem Vorhaben unterrichtete, schien er enttäuscht zu sein. Gewohnt daran, dass Arbeitnehmer in Kanada kommen und gehen, erzählte er mir, er habe gehofft, ich würde eine Ausnahme sein und auf längere Zeit mit ihm arbeiten. Am letzten Arbeitstag, nach Geschäftsschluss fanden sich alle Angestellten im Coffee Room zusammen. Bei belegten Broten und Kaffee drehten sich die Gespräche um die bevorstehende Reise. Jeder hatte Ratschläge und freundliche Wünsche.

Wieder ließ ich gute Menschen zurück. Menschen, die mich ohne viel Aufsehen als Mitarbeiter in ihre Reihen aufgenommen hatte. Dieser Freizügigkeit würde ich noch oft erfahren in den kommenden Jahren. Es ist möglich, dass sie nicht größer ist, als die meiner Landsmannes. Es kann gut sein, dass sie hier in Kanada zuerst bemerkte, weil ich mich, als „Nichtzugehörig“ oder „Fremder“ empfand. Als Deutscher erwartete ich von vielen in diesem Land eigentlich das Gegenteil, nämlich Gefühle von leichter Abneigung bis zum tiefen Hass. Hass doch zu mindestens von denen, die einen geliebten Menschen durch den Krieg verloren. Jede mir erwiesene Freundlichkeit war noch lange nach meiner Ankunft eine freudige Überraschung, sie hatte deshalb einen größeren Wert für mich, als wenn ich sie „Zuhause“ erfahren hätte..

Eine bekannte Stimme weckte mich aus meinen Gedanken. Capt Scott, pensioniert, im Krieg Jagdflugzeug Pilot hörte ich sagen:

„Dick, Du musst Dir als erstes zwei Jerry Kannen kaufen, wenn Du das Auto übernommen hast!. Eine davon füllst Du mit Benzin, die andere mit Trinkwasser!“

„Vergiss aber nicht das Wasser häufig zu wechseln, es könnte ja sein, dass Du es trinken musst!“ meinte ein anderer.

„Nimm keine Hitch-Hiker mit, Du weißt nicht wer da bei Dir in der Wagen steigt!“ ein dritter meldet sich damit zu Wort. Er hat noch einen Rat:

„Wenn Du durch die Staaten fährst, fahre nie schneller, als die angegebene Höchstgeschwindigkeit, denn die Polizei drüben ist überall zu finden und geht rabiat mit Touristen um!“

Zum Abschluss überreicht mir der Chef \$50.00. Dieses Geld war für den Notfall gedacht. Alle Mitarbeiter hatten etwas gespendet. Ein eingerahmtes Bild, welches uns alle vor dem Geschäft stehend, zeigte, sollte ein haltendes Souvenir sein. Good bye, und Danke!

Die Nacht vor unserer Abfahrt habe ich kaum ein Auge zugeedrückt. Dann war es soweit. Henry, der meinen Ford übernommen hatte, fuhr uns zur Bus Station. Wieder barg mein alter Koffer, dessen alte Schlösser von einem Riemen unterstützt wurde, meine Habseligkeiten. Der Unterschied zwischen dem in Halifax kanadische Erde betretenden Immigranten und dem aus dem Bus, Auf Wiedersehen winkenden, war die Kleidung, der Geldbetrag, den er jetzt besaß und die Erfahrungen, aus denen er schon eine ganze Menge gelernt hatte..

Leider haben wir keine Aufnahmen von „unserem“ Auto oder unserer Reise. Warum wohl nicht? Ich selber brauche kein Bild um Willy und mich wiederzusehen, wie wir da, mit angehaltenem Atem, durchs Werktor fahren, rechts abbogen und vorschriftsmäßig langsam mit 30M die Zubringerstraße zur Bundesstraße 1 entgegen fahren.

Wir saßen in einem Chevrolet, Deluxe, zweifarbig mit viel glänzendem Chrom draußen und drinnen.. 120mph zeigte der Tachometer an, als mögliche Höchstgeschwindigkeit. Ganze 000016 Meilen hatte er laut Odometer auf den Reifen, die durch einen weißen Rand größer erschienen, als sie in Wirklichkeit waren. Donnerwetter, was ein Auto! Es roch neu. Das Radio funktionierte und der Lautsprecher hatte einen guten Klang.

Wir waren schnell aus dem Oshawa Stadtgebiet heraus und ich versuchte die Geschwindigkeit von 50 mph (80km) nicht zu überschreiten. Diese Geschwindigkeit war für ersten 250 Meilen in unserem Vertrag festgelegt. Der Motor musste so eingefahren werden. Nach 300 Meilen musste das Öl zum ersten Mal gewechselt werden. Quittung dafür war dem Autohändler in Vancouver vorzulegen um die Kosten erstattet zu bekommen. Gleichzeitig diente das Datum der Quittung und die Anhalt der gefahrenen Meilen, als Beweis für den rechtzeitigen Wechsel.

Willy und ich fühlten uns wie Könige und als Herren über unsere Lebens. Es war noch gar nicht so lange her, da brachte der Besitz eines Fahrrads und die Möglichkeit damit ins Weite zu fahren, das Höchste aller Glücksgefühle. Jetzt aber bewies mir das Summen der Reifen auf der trockenen Fahrbahn, der rauschende Wind, der am offenen Fenster zu hören war, dies war kein Traum, dies war eine herrliche Wirklichkeit.

Als wir uns der US/kanadischen Grenze näherten, waren wir schon über 150 km gefahren. Ich hatte es eigentlich gar nicht so richtig gemerkt. Plötzlich wurde mir etwas anderes bewusst. Willy

war bestimmt darauf erpicht, dieses herrliche Gefährt selber fahren? Natürlich war er das, gab ich mir die Antwort selber.

„Willy, wenn wir durch den Zoll sind, möchte ich mich ausruhen. Du bist dann an der Reihe, OK?“

Ich konnte von seinem Gesicht seine Freude ablesen.

„Wir sollten uns auf eine Zeitspanne oder auf eine Meilengrenze einigen. Wenn die erreicht ist, wechseln wir?“

„Gute Idee, Willy. Noch was. Wenn der Fahrer müde wird, muss er es sofort sagen und entweder parken oder das Steuer übergeben. Einverstanden?“

Dieses mal hatten wir keinerlei Befürchtungen. Wir hatten ein kleines weißes Stückchen Papier, welches bewies, dass wir beide den Status des „Gelandeten Immigranten“ hatten. Als solche durften wir zur jeder Zeit die USA besuchen. Ja, aber.... wussten die Beamten an der Grenze das? Hatten wir eine Unterlassungssünde begangen, durch die man uns die Durchreise verwehren könnte? Hatte man Willy vielleicht noch auf dem Kieker wegen seines ersten Versuchs? Darüber unterhielten wir uns lang und breit. Ich jedenfalls hatte nun doch ein komisches Gefühl im Magen, Angst vielleicht? Nee, warum denn?

Den Grenzübergang sah man schon von weitem. Wieder trennte ein Fluss die beiden Staaten. Wieder sagte der kanadische Beamte in seiner kleinen Zelle nichts, sondern winkte uns zu, weiter zu fahren. Auf der Brücke summten die Reifen nicht mehr, nein sie brummt, und mein Magen brummte mit.

„Wo sind sie geboren?“ fragte der viel zu junge und unerfahren aussehende Amerikaner.

Zweimal ertönte die Antwort:

„In West Germany!“ Junge halt die Luft an, was kommt jetzt?

„Wo wohnen Sie?“ hörte ich die gelangweilte Stimme fragen.

„In Ottawa!“ die Antwort.

„Wo wollen Sie hin?“

„Nach Vancouver!“

„Ich wünsche Ihnen eine gute Fahrt!“

Kupplung runter, ersten Gang rein, Kupplung raus - laaaangsam, Gaspedale runter - laaaaaangsam und der Wagen rollte und brachte uns in die Vereinigten Staaten von Amerika.

Wir waren drin, wir hatten es geschafft, Wunder hören nicht auf in unserem Leben.

Richard und Willy fuhren auf einer amerikanischen Landstraße in einem Funkelnagel neuem Auto, das man in Deutschland „Straßenkreuzer“ nannte, hier keinerlei Aufsehen erregte. Sie fuhren an riesengroßen Reklameschildern vorbei, die Coca Cola und Betty Davis genau so anpriesen, wie Zahnpasta und Zigaretten. Ich

war wie betrunken. Mein Euphorie kam vom Alkoholgenuss, sondern von einem überwältigen Gefühl Frei und Selbständig zu sein, von der Gewissheit, dass es mein Tun war, das mich jetzt durch die Landschaft fahren ließ.

. Wir fuhren Tag und Nacht, machten nur Pausen um zu essen, unseren körperlichen Drängen zu befriedigen, Sehenswürdigkeiten zu betrachten.

Das Auto wurde unser Heim. Wir schliefen darin, aßen unsere Sandwiches, tranken unsere „Soft Drinks“. Einmal am Tag ließen wir uns in einem Restaurant nieder und stillten unseren Hunger mit einer warmen Mahlzeit. In 1954 gab es noch keinen MacDonald, aber Hamburger konnte man überall bekommen. Die Nächte sahen uns ebenfalls auf der Straße. Mir machte es Spaß im Licht der Scheinwerfer und Mond dieses schwarze Band unter den Reifen verschwinden zu sehen, während Willy hinter mir schnarchte. Da wir keine Aufnahmen machen konnten, ich kein Tagebuch führte, sind die meisten Ereignisse dieser Fahrt ins Dunkel der Vergessenheit versunken. Es drehten sich die Zahlen auf dem Meilenzähler so schnell, dass sie bald vierstellig waren.

## 12. Chicago

Chicago empfing uns mit Sonnenschein. Sie ist die drittgrößte Stadt der USA und eines der führenden Industrie-, Finanz- und Verkehrszentren des Landes. Die Stadt erstreckt sich etwa 47 km entlang des Südwestufers des Michigansees in einem flachen Gebiet, das von den beiden kurzen Flüssen Chicago und Calumet durchzogen wird. Beide sind über Kanäle mit den Flüssen Illinois und Mississippi verbunden, was Chicago zu einem Verkehrsknotenpunkt an der Wasserstraße zwischen dem Mississippi über die Großen Seen und den St. Lorenz- Seeweg bis zum Atlantischen Ozean macht. Der Internationale Flughafen Chicago O'Hare zähle vom Passagieraufkommen her zu den größten der Welt.

1673 passierten die französischen Forschungsreisenden Jacques Marquette und Louis Jolliet das Gebiet des heutigen Chicago, das von den hier lebenden Indianern „Checagou“ genannt wurde. Etwas ein Jahrhundert später errichtete Jean Baptiste Point du Sable, ein haitianischer Händler afrikanischer und französischen Abstammung, die erste ständige Siedlung nahe der Mündung des Flusses Chicago. Bis 1837 betrug die Einwohnerzahl aufgrund der Hafenausbauen und des Baubeginns und Illinois und Michigankanal etwa 4000. Der Bevölkerungszuwachs war rapide, und wurde durch die Fertigstellung des Kanals 1848 sowie den Bau der Eisenbahn Anfang der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts voran getrieben. Schon bald entwickelte sich Chicago zu einem großen Eisenbahnknotenpunkt und einem bedeutenden Industriezentrum. ©

Chicago ist bekannt als die „Windy City“ - die Stadt wo der Wind bläst. Frank Sinatra besang die Stadt in dem Lied: „Chicago, Chicago..“ Wir hatten uns nach dem ersten Verkehrsschild, welches den Weg nach Chicago zeigte, entschieden, Chicago einen Besuch zu machen. Unser Glück hielt an, denn wir erreichten die imposante sechsspurige Straße, die Autofahrer am Seeufer entlang fahren ließ, ohne danach fragen zu müssen. Wir parkten bei einem Park neben dem See, streckten unsere ziemlich steifen Glieder und machten einen Spaziergang. Am Geländer das Spaziergänger vor dem Wasser beschützte standen unzählige Männer, Frauen, Kinder. Die meisten hielten eine Angel in den Händen, um ihr Glück zu versuchen. Neben ihnen ein mit Wasser gefüllter Eimer. Der eine oder andere Eimer enthielt tatsächlich Fische Auf der andern Seite des Fußweg breiteten sich große Rasenflächen aus. Dort herrschte ein buntes Durcheinander, von Menschen aller möglichen Hautfarben, die Ball spielten oder auf ausgebreiteten Decken mit einander beschäftigt waren, oder ihre Kinder beobachten.

Wir setzten uns auf eine der vielen Banken und ließen uns von dem vor uns liegenden Panorama der Chicago „Skyline“ - Horizontlinie - von Wolkenkratzern, von ungeheurem Ausmaß beeindrucken. Wir konnten uns nicht satt sehen und immer wieder

zeigte einer von uns dem anderen etwas Neues. Die Stadt schien uns magnetisch anzuziehen. Wir wollten beide mehr davon sehen. Es dauerte gar nicht lange und wir befanden uns in einer Menschenhand erbauten Schlucht. So sehr wir uns auch bemühten, wir konnten keinen Parkplatz finden. Der Verkehr um uns herum zwang uns immer tiefer in dieses Gewirr von Straßen einzudringen. Würden wir aus diesem Labyrinth wieder raus finden?

Dann befanden wir uns plötzlich in einer Wohngegend aus sechs und achtstöckigen Apartmentblöcken. Vor den Häusern spielten schwarze Kinder. Sie sahen arm aus. In vielen der Blöcke starrten uns leere Fensterhöhlen an. Am Straßenrand sahen wir Straßenkreuzer aller Bauarten und Baujahre darunter viele Kabrioletts, Stoßstange an Stoßstange stehen. Später, nachdem wir aus dem Status des Greenhorns heraus gewachsen waren, erfuhr ich, dass die afrikanischen Amerikaner, wie sie jetzt genannt werden, ihr Geld zuerst für Autos ausgeben. In ihren Augen wurde das Auto zum Statussymbol

Die Uhr am Armaturenbrett zeigte uns an, was unsere Mägen uns schon seit einiger Zeit zuflüsterten. Es war Zeit uns um unser Abendbrot zu kümmern. Deshalb suchten wir jetzt ernsthaft nach einer Straße, die uns aus der windigen Stadt hinaus führen würde ehe das große Licht aus ging. Wir brauchten nicht lange zu suchen. Die Richtungsweisenden Schilder waren nicht so sichtbar, oder zeigten den Weg so früh wie in Europa. Man lernt aber ziemlich schnell und findet sie, wo man sie erwartet. Wir hatten die Stadt bald in unserem Rücken und in einem Vorort gönnten wir uns ein wirklich gutes Abendbrot.

Wieder im Auto fuhren wir unser Ziel an. Dies war die Stadt Baraboo, im Staate Wisconsin. Dort lebte mein Onkel Fritz, Bruder meines Vaters. Er war 1896 ausgewandert und landete nach Umwegen in dieser kleinen Stadt, wo er Arbeit in seinem Handwerk fand. Wie es genannt wird, fällt mir nicht ein, er arbeitete jedenfalls mit Leder, machte Sättel, Zaumzeug, usw. Er heiratete die Tochter seines Arbeitgeber, der auch ein Ledergeschäft besaß. Onkel Fritz hatte keine Kinder und blieb Zeit seines Lebens auf die Wohlfahrt seiner Frau angewiesen, die bis zu seinem Tod wohl Angst hatte, er könne ihr Vermögen seinen Verwandten in Deutschland hinterlassen.

Die Begrüßung war herzlich. Der alte Mann schluchzte wie ein Kind und es dauerte einige Zeit bis er sich genug beruhigt hatte, uns ins Haus zu bitten. Seine Frau, Tante Celine, war höflich aber sehr steif. Das änderte sich auch nicht, bis zu dem Augenblick, als wir uns am folgenden Morgen verabschiedeten.

Über die Gastfreundschaft konnten wir uns aber nicht beklagen. Das Essen war jedes Mal reichlich und schmackhaft. Das Bett, weich und warm, wollte mich morgens fest halten. Es war um einiges bequemer, als die hintere Sitzbank des Autos. Onkel Fritz

machte einen Spaziergang mit uns und zeigte uns seine kleine Stadt. In dieser Zeit sprach er über seinen großen Wunsch Deutschland vor seinem Tod noch einmal zu besuchen. Er gab aber sofort zu, dass ihm dieser Wunsch nicht erfüllt werden würde. Mir tat der Mann so leid, fand aber, er hatte selbst Schuld an seiner Misere. Ich fand es sehr schwer zu glauben, dass er ein Bruder meines Vaters sein sollte? Er war so ganz das Gegenteil von meinem forschenden, starrköpfigen Vater. In der gleichen Situation hätte mein Vater auf sein Recht gepocht und sich genommen, was ihm zustand. Nicht so sein Bruder, der schien ein großer Pantoffelheld zu sein.

Wir ließen ihn so zurück, wie wir ihn trafen, weinend. Es dauerte einige Zeit, bis ich mich von meinem Mitleid befreit hatte und meine Gedanken der sofortigen Zukunft zu wandte. Denn Mississippi wartete auf uns und danach General Custer und Sitting Bull. Mark Twain hatte lange am Ufer dieses gewaltigen Flusses gelebt und auf Paddeldampfer Kapitän auf ihm gearbeitet. In dieser Zeit lernte er viel Onkel Tom und Huckleberry Finn kennen. Kein Wunder die Gestalten in seinen Geschichten wurden für jeden seiner Leser so lebendig, dass sie für manche junge Leser für immer im Gedächtnis blieben und damit ihre Phantasie anfeuerten, so wie meine, als wir ganz plötzlich den Mississippi vor uns sahen.

Ich ließ es mir nicht nehmen, mit nackten Füßen in den Fluss zu gehen und einige Minuten darin zu verweilen. Hätte mich jemand in diesem Augenblick aufgefordert, mit ihm auf seinem Floß, Strom abwärts zu gleiten, ich hätte vielleicht gar nicht gezögert und Willy stehen lassen, wenn er nicht mit kommen wollte. Sollte es dem Leser bis jetzt nicht aufgefallen sein, dann ist es an dieser Stelle, dass er nicht umhin kann, in mir den hoffnungslosen Romantiker zu erkennen.

Wenn ich dieser Aufforderung gefolgt wäre, hätte ich für den Rest meines Lebens auf dem Floß zubringen können, ohne alle an den Ufern des Flusses und der darin mündenden Flüsse grenzenden Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Außer dem Missouri, der noch länger, als der Mississippi ist, fließen noch der Red River, Arkansas und Ohio, sowie etwa 250 andere Nebenflüsse in den Mississippi. Er hat eine Gesamtlänge von 3 779 Kilometern. Die gesamte schiffbare Strecke des Flusssystems beträgt etwa 25 900 Kilometer. In Minneapolis, wo er über die 20 Meter hohen Saint Anthony Fälle stürzt, ist er über 305 Meter breit. Hier beginnt die Flussschiffahrt. An diesen Zahlen wird wieder erkennbar, wie riesengroß dieses Land, dieser Kontinent wirklich ist. Eine Größe, an die sich die meisten Einwanderer ihr ganzes Leben nicht gewöhnen können.

Weiter ging es, über eine Brücke, in Richtung Little Bighorn, im Staate von Montana, wo die Indianer Häuptlinge Crazy Horse und Sitting Bull am 25 Juni 1876 mit ihren 2500 bis 4000 Cheyenne und Crow Indianern, dem heißblütigen General Custer und 655 Mann



starken 7 Kavallerie die Skalpe nahmen und sie bis auf den letzten Mann töteten.

Goldgräber waren in die Jagdgebiete dieser Stämme zu Tausenden eingefallen, ehe die Neuigkeit das Gold in den Black Hills gefunden worden war, einmal um die Welt gegangen war. Das Gebiet, in das sie eindringen, war Jahren zuvor durch Verträge mit der US Regierung und den Indianern, zum souveränen Gebiet der Indianer erklärt worden. Es begann ein gegenseitiges töten. Die Indianer töteten Goldgräber in der Hoffnung ihr Gebiet von ihnen zu reinigen. Die Weißen töteten um an das Gold zu kommen. Der Ausgang war voraus zu sehen.

Denn wie überall dort, wo das Leben und die Interessen von Weißen bedroht wurden, dauerte es nicht lange, bis die Armee dafür sorgte, dass die Indianer bestraft wurden. Selten ging es dabei ohne Blutvergießen aus. So auch in diesem Fall. Statt die Verträge zu ehren, wurde Kavallerie eingesetzt um die Indianer zu bestrafen.

General Custer, war einer von den Männern, denen „Rothäute“ nichts galten, sondern überzeugt waren, dass „nur ein toter Indianer, ein guter Indianer ist!“

Der General kommandierte die 7. Kavallerie und die Vorhut einer großen Strafexpedition. Seine Scouts berichteten ihm an dem Schicksal schweren Morgen, dass eine ihm stark überlegende Indianermacht auf ihn wartete. Custer, jüngster General der US Armee, ehrgeizig und unerfahren in allem was sich auf Indianer bezog, entschloss sich, nicht auf seinen Vorgesetzten und dessen Truppen zu warten, sondern vorzustoßen, die Indianer selbst zu bezwingen und damit seine nächste Beförderung sicher zu stellen.

Die Landschaft, in der so viele Menschen damals starben, eignet sich sehr gut für eine Kavallerie Attacke. Nur waren es diesmal über 4000 Indianer, die auf ihren Pferden Custer zwangen den Befehl zum absitzen zu geben. Die Soldaten verteidigten sich heldenhaft und hofften lange genug zu überleben, bis der Ersatz eintraf. Obwohl die Männer gute Schützen waren, hatten sie keine Chancen gegen eine diese Übermacht. Immer weniger Soldaten standen, knieten oder lagen hinter Pferdekadavern, und wehrten sich. Bald fiel kein Schuss mehr. Die Sieger nahmen ihre Skalps, plünderten die Toten aus, sammelten die Gewehre, Revolver, Ammunition und was immer sie finden konnten. und verschwanden.

Die Soldaten, die einige Zeit später das Schlachtfeld erreichen, fanden nur noch Leichen. Es gab keine Verwundete zu versorgen, oder Pferde einzufangen. Es herrschte eine unheimlich laute Stille über dem Schlachtfeld. Sie fanden General Custers leblosen Körper, auf einer kleine unscheinbaren Erhöhung., Er war umgeben von einigen, ebenso leblosen Offizieren, dem Trompeter und seinem Burschen. Custer war 27 Jahr alt, als er fiel.

Sie alle waren gefallen, wo sie von den Pferden gestiegen waren. Später errichtete man kleine Gedenksteine, einen Stein für jeden Gefallenen, jeder Stein dort aufgestellt, wo der Mann gefallen war. 1886 wurde dieses Feld zur Nationalen Denkstätte ernannt. Ein Museum enthält Überreste der Ausrüstung der Soldaten der 7 Kavallerie Brigade und andere Sehenswürdigkeiten.

Sitting Bull, der Häuptling, der das Wunder vollbrachte, die Krieger verschiedener Stämme für den Kampf gegen die Weißen zu vereinen, blieb auch weiterhin ein Dorn im Auge der Regierung war. Er erhielt die Erlaubnis Mitglied Buffalo Bill's Wild West Show zu sein und reiste mit dieser Show einige Jahr lang durch die Staaten., Dann kehrte auf sein Reservat zurück und bekämpfte kurze Zeit später seine weißen Widersacher, als er ihn und seinen Stamm wieder vertreiben wollte um sein gutes Land für neue Siedler zu gewinnen. Er wurde gefasst und standrechtlich erschossen.

Ich war beeindruckt von dem was ich sah und fand es sehr leicht, mir vorzustellen, wie es damals gewesen sein mag. Schließlich hatte ich ja das Buch, „Der Indianer General“ von der „Brücke“ ausgeliehen, gelesen und einen Film von dieser Geschichte gesehen.

Die Staaten, durch die uns unsere Reise nun führte, South- und North Dakota, Montana, Wyoming, sind Staaten wo der Stier und damit die Cowboys Zuhause sind. Hohes Präriegras wechselt immer wieder mit sandigen Flächen auf denen kaum etwas wächst, ab. In den Bad Lands von Dakota könnte kein Mensch oder Tier lange leben, ehe es verdurstet. Bis vor 100 Jahren waren diese Gebiete reich an Wild und diente den „Outlaws“ (Rechtsbrechern) als Unterschlupf. Der Buffalo weidete hier und wurde von den Indianern gejagt, bis auch er von Weißen fast ausgerottet wurde.

Die Landstraßen sind dunklen Bändern gleich, die sich schnurgerade bis zum Horizont hinzieht, nicht einen Meter nach links oder rechts von der Geraden abzuweichen scheint. Autos begegneten uns sehr selten. Überholt wird man schon gar nicht. Es ist leicht, sich vorzustellen, dass man der einzige lebende Mensch ist. An den Ausfahrten der kleinen Cow Towns (Kuh Städte) warnen den Autofahrer mit großen Schildern:

„Ist Dein Tank voll? Es sind 250 Meilen bis zur nächsten Tankstelle!“

Für einen Europäer ist es schwierig, sich an solche Entfernung zu gewöhnen. 250 Meilen bis zur nächsten Tankstelle, ist eine Entfernung wie von Lübeck bis Berlin. Ohne irgend eine Örtlichkeit, ohne Tankstelle ist für Europäer kaum glaubhaft. Wehe dem Reisenden sollte sein Auto plötzlich aus irgend einem mechanischen Grund streiken. Auf diesen Straßen gibt es keine Notrufsäulen, kein Automobilclub, dessen Mechaniker die Landstraßen patrouillieren. Man ist auf seine „Nachbarn“ angewiesen. Im Westen ein Nachbar ist jeder der zur Hilfe kommt. Wir waren froh, warmes Wetter zu

haben. Diese Strecken im Winter bei Schnee und in Stürmen befahren zu müssen, kann sogar lebensgefährlich sein.

Diese tot anmutenden Gebiete durch die wir fahren, besitzen auch eine unbeschreibliche Schönheit. So weit das Auge reicht, fast nur eine Farbe, gelblich braun. Manchmal nahe an der Straße, manchmal einige Kilometer entfernt, zerklüftete Berge, über Jahrhunderte lang wurden sie völlig platt gefegt vom Wind. Sie können uns nichts erzählen, behalten alle ihre Geheimnisse für sich. Sie kamen mir vor wie Mahnmale, ohne jegliche Pflanzenwuchs, die jedem zeigten, der Augen hat zu sehen, wie die Welt einmal aussehen könnte, wenn wir uns auch in Zukunft nicht pflegen.

Es war gegen 1 Uhr morgens, als wir wieder einmal eine kleine Siedlung durchfuhren und Willy am Ausgang das Schild erspähte, welches Fahrer daran erinnert, wie weit es bis zur nächsten Tankstelle ist. Er warf automatisch einen Blick auf die Tankanzeige, verlangsamte den Wagen und drehte um.. Es blieb uns nichts übrig, wir mussten bis zum Morgen warten und tanken, ehe wir weiter fahren. Wir hielten direkt an einer Tanksäule. Es wurde eine unbequeme Nacht. Denn ohne das Summen der Reifen und das Brummen des Motors, ohne die Bewegung des Wagens, konnte ich lange nicht einschlafen. Geschlafen haben wir, denn wir wurden von einer Stimme geweckt, die von einem geöffneten Fenster im ersten Stock des zur Tankstelle gehörigen Hauses zu kommen schien. Der Rufer unterrichtete uns, er sei gleich da um uns Benzin zu verkaufen. Eine nette Geste, deren Art wir schon oft begegnet waren, die wir noch des öfteren sehen würden.

Es muss in Wyoming gewesen sein, wo wir in einem Städtchen auf eine alte Sitte aufmerksam wurden. Diese Sitte verlangte große, starke Hosentaschen. Alles was weniger als \$10.00 kostet, wird in Silber Dollarstücken bezahlt. Dieser Brauch stammte aus der Zeit, als die Cowboys von ihren Bossen am Wochenende ihren Lohn in Silber Dollars erhielten. Es war weiterhin Brauch zusammen in die Stadt zu reiten um einen „drauf“ zu machen. Die Taschen waren dann auf dem Rückweg meistens völlig leer. Die leichten Mädchen, die Barbesitzer hingegen um einiges reicher und schwerer.

Wir betraten ein Art von Restaurant um etwas warmes zu essen und sahen wieder etwas Neues. In vielen Restaurants hat der Gast die Wahl einen Tisch zu wählen oder aber sein Getränk oder Essen an einer Bar zu sich zu nehmen. Die Bar ist ein langer Schanktisch. Dahinter werden aber nicht alkoholische Getränke gemixt, sondern Sandwiches und alkoholfreie Getränke für die, auf Barstühlen sitzenden Kunden, bereitet und serviert. Das Neue war eine Bar deren Oberfläche und dessen Seiten völlig mit im Holz eingelegte Silber Dollars besetzt waren. Die Dollars waren also nicht nur auf der Bar befestigt, sondern überall wo sich ein flache Fläche dazu anbot. Es musste ein Vermögen gekostet haben um dies zu erreichen. Ganz dunkel erinnere ich mich, dass der Name des Städtchen irgend etwas mit Dollars zu tun hatte.

An manchen Sehenswürdigkeiten fuhren wir unwissend vorbei, weil es zu dunkel war, sie zu erkennen. Es herrschte aber schon Tageslicht, als wir in der Ferne die Berge der Rocky Mountains im glänzenden Licht der hinter uns aufgehenden Sonne zum ersten Mal sahen. Auf den Kuppen lag noch Schnee. Die Frage, die wir uns stellten war, ob die Pässe befahrbar sein würden? Wir waren bis jetzt um die 1950 km gefahren. Ohne Zwischenfälle, mit zwei Ölwechseln und zu unserer Überraschung, konnten wir einander immer noch nicht riechen. Warum auch, wir hatten zweimal in einem YMCA, geduscht und zwischendurch in Bushöfen, die so eingerichtet sind wie Bahnhöfe, gewaschen. Schmutzige Unterwäsche lagen in einem Sack im Kofferraum. Na also, wir waren wohl erzogen, oder?

Auf unserem Plan musste als nächstes der Yellowstone National Park abgehakt werden. Wir wollten uns selber überzeugen, dass es Bäume gibt, durch die ein Auto fahren kann, oder deren Umfang so groß ist, dass 21 Menschen nötig sind, um, ihn zu umringen während sich alle an den Händen hielten. Wir wollten Old Faithful, (Alter Getreuer) sehen wie er je nach der Höhe der vorangegangener Eruption alle 37 bis 93 Minuten seine Wassersäule 30 bis 50 m hoch schleuderte. Über den Park hatten wir folgende Information gesammelt:

### 13. Yellowstone Park

Der Yellowstone Park ist ältester und größter amerikanischer Nationalpark im Nordwesten des Bundesstaates Wyoming, der sich bis in den Südwesten von Montana und den Osten von Idaho erstreckt. Er wurde im Jahr 1872 eingerichtet und umfasst eine Fläche von 8 983 Quadratkilometern. Der Yellowstone Nationalpark liegt mitten in den Rocky Mountains. Sein Zentrum bildet ein breites Plateau, das eine gewaltige Caldera darstellt. Es liegt auf einer durchschnittlichen Höhe von etwa 2 440 Metern und ist von hoch aufragenden, zerklüfteten Bergketten umrahmt. Der Yellowstone River durchschneidet ihn von Süden nach Norden, mündet in den Yellowstone Lake und durchfließt dann den berühmten Grand Canyon des Yellowstone River. Er bildet zwei spektakuläre Wasserfälle, die aus 34 und 95 Meter Höhe in den Canyon stürzen. Die gelben Wände des Canyons erheben sich in bis zu 335 Meter Höhe über dem Fluss.

Allzu viel Zeit hatten wir allerdings nicht mehr. Es waren noch 1075 km bis Vancouver und die mussten in drei Tagen bewältigt werden. Ohne Unfall und ohne mechanische Probleme, dürfte es ein leichtes sein zur rechten Zeit in Vancouver und damit bei unseren österreichischen Freunden, die uns so lieb in Ottawa halfen, einzutreffen. Sie waren nämlich kurz vor Weihnachten nach dort gezogen und als sie von unserem Plan erfuhren, eingeladen zuerst bei ihnen vorzusprechen.

Zu den Attraktionen des Parks gehören über 3 000 Geiser und heiße Quellen. An keinem anderen Ort der Welt gibt es diese Phänomene in einer solchen Konzentration. Old Faithful, der bekannteste Geiser des Parks, speit in Abständen von 37 bis 93 Minuten etwa vier Minuten lang eine bis zu 52 Meter hohe Säule aus Dampf und heißem Wasser aus und versprüht dabei jeweils zwischen 37 000 und 45 000 Liter Wasser. Weitere Geiser sind der Giant, der höchste Geysir, der in unregelmäßigen Abständen ausbricht und einen mehr als 61 Meter hohen heißen Wasserstrahl ausstößt; außerdem der Giantess, der etwa zweimal im Jahr über vier Stunden lang Wasser speit. Die zahlreichen heißen Quellen enthalten Mineralien, die sich auf dem umliegenden Boden ablagern und interessante Kegel- und Terrassenformationen bilden. Das beeindruckendste Beispiel hierfür sind die Mammoth Hot Springs, um die sich 91 Meter hohe Sinterterrassen geformt haben. In dem warmen Wasser, das sich auf den Terrassen sammelt, wachsen verschiedene Algen, die ihnen eine wunderschöne Färbung verleihen. Im Park gibt es außerdem sogenannte Schlammvulkane. Dies sind Erdhügel, die sich beim Austritt von heißem Wasser, das mit gelöstem, feinem Gestein angereichert ist, allmählich aufbauen. Weitere Sehenswürdigkeiten sind die Tower Falls, 40 Meter hohe Wasserfälle, der Golden Gate Canyon und Obsidian Cliff, eine

schwarze, 50 Meter hohe Bildung aus Obsidian, einem vulkanischen Glas.

Der Yellowstone Nationalpark ist eines der größten Tierreservate der Welt. Zu den vielen hier vertretenen Tierarten zählen Grizzlybär, Wapiti, Elch, Bison, Dickhornschaf, Luchs und Otter. Über 200 Vogelarten, darunter Adler, Pelikane und der seltene Trompetenschwan, sind im Park beobachtet worden. Ausgedehnte Wälder, meist mit Nadelbaumbestand, bedecken fast das gesamte Gebiet und bieten den Tieren in freier Wildbahn einen ungestörten Lebensraum.©

## 14. Letzte Etappe

Willy und ich kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Schon vom Parkplatz, der etwas höher lag, als die Landschaft vor uns, konnten wir uns von dieser grünen, bis an den Horizont reichenden Landschaft nicht satt sehen. Die riesig großen Douglas Tannen schienen schweigend mit einander zu wett eifern, um die größte Tanne zu werden. So bald wir in den Wald eintauchten, umgab uns eine Stille, die so markant war, dass wir uns für einen Augenblick nur im Flüsterton unterhielten. Mein Nacken begann zu schmerzen, ehe ich die Spitzen der Tannen über um mich herum so richtig gefunden hatte, so hoch waren sie.

Wir folgten den Wegweisern tiefer in den Wald hinein bis wir einen Riesen unter den hohen Tannen sahen und bestaunten. Er zeigte uns, vier Wurzeln, die wie Säulen aus dem Boden gewachsen empor gewachsen waren, fast symmetrisch fanden sie sich in circa 6 Metern und bildeten einem riesigen Baumstamm, dessen Spitze über denen der anderen bestimmt hoch über seine Nachbarn hinaus ragte. Wir konnten sie nicht erkennen. Durch den Hohlraum den die Säulen bildeten führte der Pfad tiefer in den Wald. Unser Auto hätte beim durchfahren des Baumes tatsächlich auch noch Platz an beiden Seiten gehabt.

Die Rocky Mountains brauchen sich vor den Alpen nicht zu schämen. Die meisten Berge mögen zwar nicht die Höhen erreichen, dafür sind sie in ihrem Umfang um so größer. Immer wieder wurden wir durch die sich bietende Schönheit der Natur gezwungen, anzuhalten, auszusteigen, uns erneut an einer Vista von atemberaubender Schönheit zu erfreuen.

Die Erbauer der Autostraße bauten geräumige Parkplätze überall dort, wo die wunderschöne Landschaft in ihrer Größe und Eigenart noch heller glänzte. Neben einem dieser Parkplätze hatte ein geschäftstüchtiger Mann ein Restaurant in die Landschaft gesetzt. Die Architektur war der Umgebung so gut angepasst, das die Gebäude nicht störend auf den Beschauer wirkten. Wir entschlossen uns, jetzt so kurz vor unserem Ziel ein Essen zu gönnen, welches den nahen Abschluss unserer Reise feiern- und eine Belohnung für unsere gute Leistung sein sollte. Im Garten des Restaurants befanden sich zwei Teiche mit fließendem Wasser. Darin schwammen die dicksten Forellen, die ich bis dahin gesehen hatte. Forellen schienen genau das zu sein, wo rauf wir Appetit hatten. Wir ließen uns jeder eine Angel geben und fingen unsere Mahlzeit. Leider war das fangen nicht schwer. Die Fische stritten sich unter einander wer von ihnen sich für die beiden Deutschen verspeisen lassen würde. Sie schmecken so herrlich, dass ich mich wohl auch deswegen 45 Jahre nach dieser Mahlzeit immer noch daran erinnere.

Viel zu schnell hielten wir wieder an einem Grenzübergang. Dieses Mal wurden die Fragen von einem kanadischen Grenzbeamten gestellt. Ob wir was zu verzollen hätten, wollte der wissen. Zigaretten, jeder eine Stange, 40oz Whisky, jeder eine Flasche waren alles was wir angaben. Von den Blue Jeans redeten wir nicht. Die hatten wir an. Die sahen eher gebraucht aus. Für mich war es die schönste Hose in der Welt. Blue jeans, an den Knöcheln zweimal umgekrempelt, mit Nieten zusammen gehalten, sah ich aus wie ein, na ja, je nach Stimmung? Mehr wollte er nicht wissen. Er wollte nicht einmal unsere Karte sehen, die uns als „Landed Immigrants“ auswies. Wir waren also wieder auf kanadischem Boden. Ich hatte das Gefühl, wieder Zuhause zu sein.

Bei erster Gelegenheit kauften wir uns in einer Tankstelle eine Karte von Vancouver. Während ich unserem Ziel zu fuhr, sucht Willy den Weg zu unseren Österreichern. Man oh Man, hatten wir da mal wieder Glück. Was hätten wir wohl gemacht, hätte es sie nicht gegeben? Well, sicherlich genau das, was wir vor so langer Zeit in Ottawa taten, uns zur Untermiete eingenistet und auf Kundschaft gegangen. Nicht lange, denn unser Geld wurde immer weniger.

Die Begrüßung war, wie in Ottawa, herzlich. Ich hatte nie das Gefühl, im Wege zu sein. Das Töchterchen war immer noch unverheiratet. Sie war in der Zwischenzeit hübscher geworden. Oder erschien es mir nur so, weil ich schon eine Ewigkeit mit keinem Mädchen gesprochen hatte? Es erschien mir jedenfalls wie eine Ewigkeit. Ich erinnere mich noch, dass es gut sein würde, wenn wir recht bald nach Kitimat fahren, fliegen oder laufen würden. ?

Am folgenden Tag zeigt uns Inge Vancouver. Das heißt einen kleinen Teil davon. Sie fuhr mit uns in die Innenstadt, parkte das Auto ihres Vaters, und steuerte als erstes auf einen Wolkenkratzer los, hinein in die große Empfangshalle und dort in einen Fahrstuhl. Wenige Sekunden nachdem er sich aufwärts bewegt hatte, wurde der Fahrstuhl von Sonnenlicht überflutet. Es schien mir als schwebten wir in die Höhe, die Menschen unter uns immer kleiner werdend. Wenn sich die Tür öffnete, standen wir an der Schwelle einen großen Restaurants, dessen Fenster einen rundum Blick über Vancouver frei gaben.

Mein zweiter Gedanke war, wie viel eine Tasse Kaffee hier wohl kosten würde? Es kann nicht all zu viel gekostet haben, denn Teller abwaschen brauchten wir nicht. Der Ausblick lohnte sich und war den Preis von drei Kaffees wert. Vancouver war von Bergen und Wasser umgeben. Überall konnte man Oasen von Parklandschaften erkennen, die schon begonnen hatten, ihr grünes Kleid anzuziehen. Hoch auf den nördlich gelegenen Bergen lag Schnee und man konnte die Skiabfahrt auf Grouse Mountain erkennen.

Ein Bett mit Federbett und einem großen europäischen Kopfkissen schien mich am folgenden Morgen festzuhalten. Willy warf mich praktisch aus dem Bett. Wir mussten an diesem Tag unser



Auto abliefern. Schade, es hatte uns sicher bis ans Ziel gebracht. Die Männer und Frauen, die es zusammen bauten, hatten diesmal wirklich gute Arbeit geleistet. Danke! Zur Mittagszeit waren wir denn auch schon auf Schusters Rappen angewiesen. Den restlichen Tag verbrachten wir wie es gute Touristen tun. Sie versuchen alle Sehenswürdigkeiten auf einmal zu sehen. Am denkwürdigsten wurde der Stanley Park.

## 15. Vancouver

„Vancouver ist eine kosmopolitische Stadt mit vielen großen, modernen Gebäuden. Zu den zahlreichen offenen Plätzen der Stadt zählen Stanley Park, in dem sich das Vancouver-Aquarium und der Zoo befinden, und Vanier Park mit dem Vancouver-Museum, das eine Sammlung einheimischer Kunst und Artefakte beherbergt, dem Meeres-Museum und dem H. R. MacMillan-Planetarium.

Andere Sehenswürdigkeiten sind die Kunstgalerie mit einer Sammlung, die hauptsächlich Kunst aus British Columbia und anderen Teilen Kanadas umfasst, die Botanischen Gärten Van Dusen, Chinatown mit einer der größten chinesischen Gemeinschaften in Nordamerika und Gastown, einem alten Stadtviertel. Vancouver ist Sitz der Universität von British Columbia, des Emily-Carr-Colleges für Kunst und Design (1925) und eines Community-Colleges; die Simon-Fraser-Universität (1965) steht im benachbarten Burnaby.

Die erste weiße Siedlung, eine Sägemühle, wurde um 1865 gegründet. Sie wurde 1870 Granville genannt. Als die Stadt 1886 das Stadtrecht erhielt, bekam sie auch ihren heutigen Namen nach Kapitän George Vancouver, einem britischen Forscher, der die Region 1792 vermessen hatte. Die Siedlung wurde rasch zu einem Zentrum der Holzverarbeitungsindustrie an der Nordwestküste. Die Eisenbahnstation und der Hafen förderten diese Entwicklung.

Um die Jahrhundertwende wurde sie das größte Handelszentrum an der kanadischen Westküste. Zahlreiche neue Bauten entstanden in den sechziger und siebziger Jahren, als Vancouver als Zentrum für die Schifffahrt im Ostasienhandel einen Aufschwung erlebte. 1986 fand in Vancouver die Expo 86 (Weltausstellung) statt. 1991 lebten rund 471 800 Menschen in Vancouver und rund 1,6 Millionen im Großraum.“©

## 16. Alles auf eine Karte

Am Morgen des 24. März 1954, nach einem guten typischem kanadischen Frühstück machten Willy und ich uns auf den Weg zum Büro der Kitimat Aluminium Corporation um uns dort um Anstellung zu bewerben. In unseren Bluejeans und bunten Hemden, rasiert und gewaschen, sahen wir sehr Vertrauens erweckend aus. So, empfanden wir und erhöhten damit unser Selbstbewusstsein.

Eine 45 Minuten Busfahrt brachte uns ins Stadtzentrum und zur Georgia St. wo die Firma im 12 Stock eines Bürohochhaus ihr Arbeitsamt hatte. Ohne zu zögern öffneten wir die Tür und zu unserer Überraschung traten wir in einen sehr kleinen Raum. An zwei Wänden dieses Raumes standen vier Stühle. Mehr Platz war nicht vorhanden, Die der Eingangstür gegenüberliegende Holzwand hatte in der Mitte ein Fenster aus undurchsichtbarem Glas. Das Fenster war so niedrig angebracht, und so klein, dass ein Mensch von durchschnittlicher Größe sich etwas bücken musste, um dem Angestellten auf der anderen Seite der Wand ins Gesicht sehen zu können. Auf einer eben so kleinen Fensterbank war eine Klingelknopf angebracht und eine kleines Kärtchen lud den Besucher ein, den Knopf zu drücken.

Ich erinnere mich noch heute so gut an diesen Raum, weil ich mich ebenso daran erinnere mit welchen Erwartungen, Hoffnungen und Träumen für meine Zukunft ich diesen Raum betrat. Wie erstaunt und enttäuscht ich war, ob dem Aussehen dieses Raums und wie mich dieses Aussehen an den ersten Raum erinnerte, den ich vor weniger als einem Jahr betrat, um dort zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl zu empfinden, ein minderwertiger Mensch zu sein.

Willy und ich sahen uns an und aus irgend einem unerklärlichem Grund machte meine Zuversicht einem Gefühl von Besorgnis Platz. Es war Willy, der den Knopf drückte, der sich dann etwas bückte um die Fragen des Mannes, der das Fenster zur Seite geschoben hatte, zu beantworten.

„Was wollt ihr zwei Jungs?“ fragte er in einem freundlichem Ton.

„Wir suchen nach Arbeit und möchten in Kitimat bei ihrer Firma arbeiten.“ antwortete Willy.

„Könnt ihr schweißen? Könnt ihr mit schweren Maschinen umgehen? Könnt ihr sie reparieren?“

„Nein! Nein! Nein!“ antworteten wir jedes Mal.

Ich erinnere mich, dass der Mann sich wirklich Mühe gab, einen Platz für uns zu finden. Sogar auf seine Frage, ob wir Lastwagen fahren könnten, antworteten wir mit:

„Nein!“

„Ja, Jungs, dann tut es mir leid, ich kann nichts für Euch tun! Good Bye!“

damit schob er das Fenster wieder zu. Wir verließen das Zimmer mit hängenden Schultern und langen Gesichtern.

Wer sagte: Ehrlichkeit währt am längsten? Später, viel später, als wir das Stadium der Greenhorns hinter uns gebracht hatten, waren wir uns 99% sicher, hätten wir damals eine seiner Frage mit Ja beantwortet, hätte er uns die nötigen Papiere gegeben, uns nach Kitimat geschickt, wo, einmal da, man uns schon gezeigt hätte, wie man einen Kraftwagen fährt oder was immer. Ja, das Wörtchen hätte, wenn es das doch nicht gäbe?

Was nun, das war eine Frage die wir sehr schnell zu beantworten hatten. Bei den Pfennichs konnten wir nicht bleiben, viel Geld hatten wir nicht mehr und damit würden wir uns nicht lange über Wasser halten können. Das hatten wir inzwischen gelernt. Etwas anderes wussten wir auch. Die Lebenskosten waren bedeutend höher hier, als in Ottawa. Was nun?

Wir fragten einen Mann, der auf einen Bus wartete, nach dem Arbeitsamt. Dort mussten wir über eine Stunde warten, ehe wir an die Reihe kamen. In Kanada, wie auch in vielen anderen Ländern, hatte sich eine Wirtschaftskrise, die 1953 begann, noch nicht gebessert. Arbeitslosigkeit lag an der 11% Grenze. Das Ausfüllen von Formularen nahm viel Zeit in Anspruch und es war kurz vor Mittag, als wir von einem Beamten hören mussten, dass es für uns nicht mal auf dem Land Arbeit gäbe.

Wieder bei den Pfennichs, machte Frau Pfennich uns Vorwürfe. Sie meinte, wir hätten in Ottawa bleiben sollen. Dann erzählte sie uns von einem Vetter, der in Sudbury arbeitet und in einem seiner Briefe erzählte dass die Firma, die dort ein großes Nickelbergwerk betreibt, Arbeiter suche. Sie riet uns es dort zu versuchen.

„Ich kann Euch nur raten, nach Ontario zu fahren und in Sudbury bei den Nickelmienen nach Arbeit zu fragen.“

Es kam mir so vor, als habe keiner von uns beiden lange Zeit ein Wort gesprochen. Ich wollte allein sein mit meinen Gedanken, Selbstvorwürfen, Zweifeln, Fragen. Willy empfand sicherlich ähnliches. Ob er mich wohl heimlich verfluchte? Schließlich war es meine Idee nach Vanvouver zu fahren. Ich hatte ihn zum Mitkommen überredet. Ich fühlte mich Hundeelend. Zum ersten Mal, seit meiner Ankunft in Kanada, empfand ich eine tiefe Mutlosigkeit.

Wir setzten uns in ein Restaurant und bestellten uns Kaffee. Willy war der Erste, der sprach, wissen wollte, was wir jetzt machen? Er beantwortete aber auch gleich seine eigene Frage:

„Ich will es in Sudbury versuchen, kommst du mit?“ Seine Frage stand im Raum und wollte beantwortete werden.

„Wenn es in Sudbury nichts wird, sind wir nicht weit von Ottawa entfernt,“

fuhr er fort.

„Da kennen wir uns aus und haben eine Reihe Bekannte?“

Da war also die Antwort auf die Frage, hier war ein Ausweg und schon begann ein Schimmer von Hoffnung mein Gemüt zu erhellen. Warum auch nicht, Arbeit als Bergmann wird auch gut bezahlt.

„Ja, Willy, ich komme mit! Irgend wann müssen wir Glück haben!“

Für die Eisenbahnfahrkarten würden wir fast unser ganzes übriges Geld brauchen. Wenn wir wenigsten noch genügend Geld für ein Zimmer in Sudbury haben wollten, konnten wir auf der Fahr dahin nicht viel essen und trinken. Das wurde uns sofort klar, als wir uns auf dem Bahnhof nach Kosten und Fahrzeiten erkundigten. Wir würden wieder einmal so arm wie Kirchenmäuse sein.

Wenn man jung ist, das weiß ich heute, setzt man sich mit solchen Fragen nicht lange auseinander, man macht sich keine großen Sorgen, sondern vertraut auf sein Glück. Solange Willy und ich zusammen waren, konnten wir alles, auch einen leeren Geldbeutel teilen. Wie man einen leeren Geldbeutel teilt, weiß ich allerdings heute auch noch nicht.

Wir hatten in weniger als einem Jahr einen Kontinent durchquert. Wir hatten den Atlantik und den Pazifik gesehen und in diesem Jahr nicht nur viel erlebt und gelernt, wir hatten auch eine Menge Spaß am Leben gehabt. Ich war überzeugt, dass es auch genau so weiter gehen würde. Von Niedergeschlagenheit war nichts mehr zu spüren. Im Gegenteil, ich freute mich auf die Bahnfahrt und was an dessen Ende auf uns warten könnte. Wir würden es schon schaffen. Gott sei gedankt für einen guten Freund, denn alles geteilt, ist alles leichter zu ertragen.

Der Abschied von unseren Freunden, die uns zum Bahnhof brachten fiel keinem von uns allzu schwer. Wir waren es gewohnt, good bye, zu sagen. Die Pfennichs empfanden sicherlich nichts anderes, als Erleichterung uns los zu sein. Die schöne Stadt Vancouver, mit den aus dem Pazifik steigenden Bergen, würden weiterhin ohne uns auskommen müssen. Wir waren mit unseren Gedanken schon wieder mit unserer Zukunft beschäftigt, und atmeten auf, als der Zug sich zu bewegen begann.

Da man in kanadischen Zügen die Fenster nicht öffnen kann, konnten wir nicht einmal winken. Die Österreicher sahen wir nie wieder. Wie sich ihr Leben weiter entwickelte, weiß ich nicht. Vergessen habe ich sie nicht, denn sie belegten durch ihre uns erwiesene Gastfreundschaft einen Platz in meinem Herzen.

„Canadian Pacific Railway, (Abkürzung: CPR) transkontinentale kanadische Eisenbahnlinie von 37 000 Kilometern Länge, die von 1878 bis 1885 erbaut wurde und zwischen Montreal im Osten und

Vancouver im Westen verläuft. Sie trug wesentlich zur Besiedlung der kanadischen Prärieprovinzen (z. B. Alberta) bei. Die Canadian Pacific Railway gehört heute dem weltweit größten Transport- und Rohstoffunternehmen (u. a. Schifffahrt, Luftfahrt, Eisenbahn, LKW-Transporte) Canadian Pacific an.“

Zwei, drei Wagen vor der Lokomotive und zwei drei Wagen vor dem letzten des Zuges, befand sich je ein Observationswagen. Dies waren Doppeldecker deren Oberteil der Außenwände und des Daches von der Hüfthöhe eines sitzenden Passagiers an, fast ganz aus Glas gebaut waren. Dadurch war ein Rundblick auf das sich draußen dauernd verändernde Panorama möglich. Unter diesem Aussichtsteil des Wagens befand sich eine Bar und ein kleines Restaurant, wo man Würstchen, belegte Brote, Getränke kaufen konnte. An kleinen Tischchen auf einer Seite dieser Bar, konnte man das gemächlich verzehren was man gekauft hatte. In der Mitte des Zuges befand sich der Speisewagen. Den Wagen durchquerten wir viele Male um zu dem Observationswagen zu gelangen. Gegessen haben wir dort kein einziges mal. Dazu waren wir zu arm.

Dies alles hatten wir schon in der ersten Stunde erforscht. Wir hatten Brote von unseren Freunden mit bekommen und uns vor der Abreise einige Pfund Früchte gekauft. Wir gingen sparsam mit beidem um und werden wohl einen Teil unseres restlichen Geldes für Essen ausgegeben haben. Denn an ein großes Hungergefühl kann ich mich nicht erinnern. Es wird aber wohl weder viel noch oft gewesen sein.

Die Landschaft die sich am ersten Tag auf der linken Seite des schnell fahrenden Zuges wie ein Film an uns vorbei zog, war auch diesmal wieder bezaubernd. Lange fuhr der Zug am Ufer des Fraeserflusses entlang.

„Dieser Fluss hatte vor vielen Jahren die Quebec Pelzjäger in ihren Birkenkanus flußab gebracht. Indianer die sich an seinem Ufer angesiedelt hatten, bescherte er einen Reichtum an Lachsen und Stör. Beide Fischarten schwimmen auch heute noch im Fraeser, aber um viele weniger, als zu Zeiten vor dem Einbruch der Weißen. Rechts erhoben sich die Rocky Mountains. Die Kuppen der dahin fliehenden Berge konnte man nicht sehen, dazu fuhren wir zu dicht an Rande dieser Riesen.“

Dunkelheit fand uns meistens oben in einer der zwei Observationswagen. Licht wurde in kleinen Scheinwerfern, die über dem Passagier an der Wand hinunter auf den Schoß des sitzenden Passagier direkt hell genug um dabei zu lesen, ohne andere Mitreisende zu stören. Diese Einrichtung, wenn unbenutzt, ermöglichte die Aussicht auf Landschaft, Sternenhimmel und lachenden Mond. Es schief sich sogar besser in einem dieser Sessel als auf der harten Bank. Ein weiterer Vorteil war die Ruhe. Nach Mitternacht waren nur wenige die dort oben blieben.

So machten wir, in diesem Zug sitzend, unseren Weg langsam nach Osten. Für Kanadier sind die großen Entfernungen zwischen den Städten etwas gewohntes. Für einen Europäer stundenlang durch die Gegend zu rasen, ohne ein Dorf, eine Stadt zu sehen, erweckte immer wieder erneutes Erstaunen. Oh, der Zug hielt oft auf einem Ausweichgleis. Ein Nebengleis, welches gerade lang genug zu sein schien, um einen Personenzug aufzunehmen.

Als es das erste Mal geschah, waren wir natürlich überrascht. Ein Blick nach draußen durch eins der Fenster, zeigte nichts als leere Landschaft. Manchmal bestand diese Landschaft aus Wald, manchmal aus Feldern, aber immer leer und einsam.

Dieses Land würde uns noch viele Rätsel aufgeben. Wir hatten noch soviel zu lernen. Die Antwort kam nach vielleicht 10 Minuten, als ein Güterzug an uns vorbei donnerte. Ein Güterzug, der von zwei Diesel Locomotives vorne gezogen und von zwei Diesel Locomotives hinten, geschoben wurde, und so lang war, dass wir endlich aufhörten zu zählen, weil wir uns bestimmt verzählt haben mussten.

Erst jetzt wurden wir darauf aufmerksam, dass es nur ein Schienengleis gab. Der Ost/West Verkehr und West/Ost Verkehr waren so programmiert, dass Züge einander auf Abstellgleisen auswichen. Da der Personenverkehr durch täglich einen Zug in jeder Richtung fuhr, waren es die Güterzüge, die am häufigsten einen Personenzug zur Seite drängten. Erstere hatten und haben heute noch Vorrang in Kanada. Für Europäer auch etwas ganz neues.

Die Passagiere im Zug schienen einfache Leute zu sein, wie wir. Familien mit ihren Kindern, Männer und Frauen die, wie wir in östlicher Richtung fuhren, um Arbeit zu finden. Es wurde viel getrunken in diesem Zug. In vielen der Waschräume fanden sich Männer ein, die sich die Zeit mit Poker oder anderen Kartenspielen vertreiben wollten. Diejenigen unter den Reisenden, die Schlafabteile hatten, wurden nur dann sichtbar, wenn sie auf dem Weg nach oder vom Speisesaal waren.

Es gab zwei Klassen von Schlafwagen bei der CPR. Die weniger teure bestand aus links und rechts gebauten Kabinen, die zum Flur in der Mitte des Wagens offen waren. Jede Kabine hatte zwei einander gegenüber angebrachte Sitzbänke. Es konnten daher vier Personen bequem tagsüber sitzen. Abends kam der Schlafwagen Portier und machte die Betten fertig. Er klappte ein, in mittlerer Höhe direkt über dem Fensterrahmen mit großen Scharnieren angebrachtes Bett runter. Dieses ebenso breit wie die untere Schlafstelle. Die untere konnte zwei Erwachsene aufnehmen, die obere hingegen nur einen. Beide Betten wurden mit einem grünen schweren Vorhang vom Flur verdeckt. Die Decke über dem oberen Bett war so niedrig, dass man nicht aufrecht sitzen konnte. Um ins Bett zu gelangen, musste man eine Leiter benutzen, die am Fußende befestigt war. Ich habe nie heraus bekommen, wo diese Leitern am Tage aufbewahrt wurden, obwohl ich in so einem Bett noch häufig

schlafen musste, wenn ich nach oder von der Polizei Akademie in der Nähe von Winnipeg, Manitoba kommend, die CPR benutzte.

Schlafwagen der ersten Klasse waren richtige Kabinen mit abschließbaren Türen, die am Tage wie kleine Wohnzimmer eingerichtet waren. Auch so eine Kabine lernte ich kennen, wenn ich in 1976 von Deutschland nach British Columbia versetzt mit meinem Sohn Robert unseren Jeep von Montreal nach Vancouver begleiteten. Das ist allerdings eine andere Geschichte, die auch ein kleines Abenteuer verbirgt.

Am zweiten Tag befanden wir uns mitten im Weizengebiet der Provinz Alberta. Hier konnte man in der Ferne den Horizont erkennen, weil bis dahin den Blick verdeckte. Dies war einmal die Prärie, von der Karl May und andere Schriftsteller geschrieben hatten. Hier wuchs einmal das berühmte, später gehasste, kaum zu vertilgende, Präriegras, welches eine Höhe von 2m erreichen konnte. Hier wurde der Buffalo von den Sioux, Comanches, und wie sie alle hießen, diese einst so stolzen Stämme, gejagt. Hier fand auch vor weniger als 100 Jahren die Rebellion der Mischblute gegen die kanadische Regierung statt und wurde von der Berittenen Polizei, heute die Royal Canadian Mounted Police im Keim erstickt und ihr Anführer nach einer kurzen Gerichtsverhandlung, gehängt.

Hier und da hatten jetzige Besitzer eine grüne Oase in das flache Land gesetzt, in dem sie vor vielen Jahren Bäume pflanzten oder stehen ließen und zwischen ihnen, in Lichtungen, ihre Anwesen erbauten. Die meisten Wohnhäuser und Scheunen, Weizensilos schneeweiß angestrichen. Das ganze Anwesen war meistens mit einem weißen Zaun umgeben.

Viele Besitzer von 100ten von Hektars, besaßen ein Flugzeug um Zeit zu sparen, wenn sie die Stadt, oder weiter entfernte Nachbarn besuchen wollten.

Die ewige Gleichheit draußen brachte Langeweile, die nur unterbrochen wurde, wenn der Zug anhielt. Zum Beispiel wie in Winnipeg. Wir wurden unterrichtet, dass die Reise für drei Stunden unterbrochen wäre. Wir Reisenden konnten in dieser Zeit den Bahnhof verlassen und die Zeit auf unsere Art verbringen. Froh, dem Zug und seiner miesen Luft zu entrinnen, zögerten wir keine Minute. Aus dem Bahnhof kommend, befanden wir uns mitten in der Stadt und auf einer der Haupteinkaufsstraßen dieser Präriestadt. Uns fielen sofort arm aussehende Menschen aus, die nicht der weißen Rasse, sondern der indianischen Rasse angehörten. Manche Straßenecken, vor Geschäftseingängen, saßen junge und alte „Rothäute“ und bettelten, oder hielten Flaschen in braunen Papiertüten in den Händen. Wir bemerkten, wie sie diese Tüten herum reichten und jeder einen Schluck aus der Flasche nahm.

Hier also bekam ich endlich meine ersten Indianer zu sehen. Welche Enttäuschung das war. Ich war mir zwar ziemlich sicher, dass es auch nüchterne Indianer geben musste, sicherlich die, die



noch auf den Reservaten lebten. Während wir die USA durchquerten, fanden wir nicht die Zeit, einen Abstecher zu machen, um ein Indianer Reservat aufzusuchen. Außerdem waren wir uns nicht sicher, was man von neugierigen Weißen hält. Vielleicht hätte man uns skalpiert? Mir taten diese armen Menschen leid. Später gewann ich die nötigen Kenntnisse und lernte die Gründe für diese große Armut, den hohen Prozentsatz von Alkoholikern und Selbstmördern, kennen. Die kanadischen Regierungen trugen die größere Schuld an der Misere der Eingeborenen. Auch heute noch, herrschen in vielen Gebieten die gleichen Menschen unwürdigen Lebensbedingungen, wie damals.

Die drei Stunden vergingen ziemlich schnell. Wir gönnten uns eine Tasse Kaffee in einem kleinen Restaurant. Kaffee war 10 Cents außerhalb des Bahnhofs, im Vergleich zu 25 Cents im Zug. Auf unserer Rückkehr mussten wir an den Indianern wieder vorbei. Ich hätte so gerne einen Quarter (0.25 Cents), in einen vor ihren Füßen liegenden Pappkarton, geworfen. Wir mussten uns vorsehen, dass wir nicht auch an einer Straßenecke bettelnd, landen würden?

Von Manitoba ging es in die riesigen Wälder von Ontario. Wälder, die von Seen unterbrochen wurden und Urwälder waren. Als wir wieder einmal bei einer kleinen Siedlung hielten, um einen Passagier einsteigen zu lassen, sahen wir einen Elch direkt am Schienenstrang stehen. Er schien dahin zu gehören. Es war der zweite Elch auf dieser Bahnfahrt. Schon einmal hatten wir zwei Elche beobachtet, wie sie sich im Banffbahnhof von einem Koch durch füttern ließen. Ein Urland, dieses Kanada, so kam es mir damals immer wieder in den Sinn. Nach Europäische Zeitrechnung, ein junges Land, dieses Kanada, immer noch gefährlich für Greenhörner.

Immer näher kamen der Moment, wenn wir lernen würden, ob sich unser Glück ändert? Sudbury machten einen öden Eindruck auf uns. Mit dem Bahnhof nun im Rücken, bemerkten wir beide zur gleichen Zeit wie über die Luft roch. Die Landschaft sah schmutzig braun aus. Von irgend einer Vegetation war nichts zu sehen. In einiger Entfernung konnten wir große Halden von Geröll ausmachen. Dort musste das Bergwerk liegen.

Miete für ein Zimmer war so hoch wie in Ottawa, \$5.00. Es war tatsächlich unser letztes Geld. Wir waren pleite, ärmer als Kirchenmäuse. Nach dem der Dreck der Reise abgewaschen war, machten wir uns auf den Weg zum Bergwerk und dem Personalbüro. Ein großes Schild am Tor des Werkes sagte uns, dass sich unser Glück nicht geändert hatte.

Ich hatte in dem Augenblick die Nase voll. Ich ließ mich durch das Schild nicht abweisen, hartnäckig ging ich weiter bis zum Pfortner. Ich hatte einen freundlichen alten Mann erwischt, der froh war, ein wenig plappern zu können. Von ihm erfuhr ich, dass durch die schon lange andauernde Wirtschaftskrise der Preis für

Nickel soweit gesunken war, dass die Produktion verringert werden musste. Das Werk hatte vor drei Tagen 400 Arbeiter für die nächsten vier Wochen beurlaubt.

Auf dem Weg zurück wo Willy auf mich wartete, erinnerte mich an etwas, dass mich lächeln ließ. Ich fragte ihn, ob er wüsste welches Datum wir hätten?

„Heute ist der 1. April!“

Es war der 1. April und irgendwer oder was hatte uns einen bösen Aprilstreich gespielt. Schon hörte ich Willy sagen:

„Ich gehe zurück nach Ottawa!“

Wir gingen zurück nach unserer Bleibe, packten die Koffer wieder, küssten unseren \$5.00 good bye und machten uns auf den Weg zur Ausfallstraße die unter anderem auch nach Ottawa führen würde.

Mir gingen alle möglichen Gedanken durch den Kopf. Einer davon war, Soldat zu werden.

Wir waren an einer Armoury vorbei gegangen. Die Bedeutung des Wortes „Armoury“ lässt sich kaum übersetzen. Das Wort bedeutet: Waffenfabrik. Hier aber, wie in allen Städten Kanadas und den USA sind Armouries große Gebäude, in denen Reserve Einheiten der Armee, Luftwaffe oder Marine trainieren. Sie bestehen aus einer großer Exerzierhalle, Büros, Küche und Kleider/Waffenkammer. Nirgendwo fehlte die Kantine, denn feuchte Unterhaltungen an Freitag Abenden und nach der Ausbildung wurden der Tradition, seine Trinkfestigkeit zu beweisen, gehuldigt.

Am Gittertor hatte ich auch ein Schild bemerkt., Es war mir nicht entgangen, obwohl es nur halb so groß war, wie das am Tor zum Bergwerk. Dieses Schild verkündigte genau das Gegenteil:

„Wir suchen junge Männer! Werde Soldat und lerne die Welt kennen!“

so oder ähnlich stand es geschrieben. Ich erfuhr später, dass der Rekrutierungsoffizier einmal im Monat, Donnerstags, in Sudbury die Trommel rührte.

Inzwischen waren wir am Ortschild von Sudbury angekommen. Es stand auf einem Hügel, von wo man nicht nur leicht von Autofahrern gesehen werden konnte, sondern von wo man auch wieder die Trostlosigkeit der Umgebung sehen konnte. Eine Trostlosigkeit, die sich wohl auch in uns ausgebreitet hatte.

Während wir auf einen freundlichen Fahrer warteten, erzählte ich Willy von meinem Wunsch, mich als Soldat zu verdingen. Als ehemaliges Mitglied des BGS, Hitlerjugend, Jungvolk, war ich jemand, der sich innerhalb einer uniformierten Gruppe von Männern wohl fühlte.

Die kanadische Armee konnte nicht viel anders organisiert und bevölkert sein. Willy hatte vor seiner Ausreise für die Amerikaner

als Wachmann gearbeitet und dabei eine Uniform getragen. Na also, wie wäre es Willy?

Willy war mir seit unseres Kennen lernen in Bremerhaven bis zu diesem Augenblick, oft und wohl auch gerne gefolgt. Diesmal aber stellte er sich aber auf seine Hinterbeine.

Als ich den Grund für seine Hartnäckigkeit nach Ottawa zurück kehren zu wollen, hörte hatte ich sofort volles Verständnis. Ich hatte ihn nie gefragt, mit welchen Gedanken er seine Freundin, Marianne, zurück ließ, oder ob er irgend welche Versprechungen gemacht hatte. Jetzt erfuhr ich, dass er ihr vor der Abreise versprach, sie nicht in Stich zu lassen. Das verstand ich sehr gut und wünschte ihm „Good luck!“

Ich wartete mit ihm, bis ein Auto hielt und der Fahrer uns fragte, wohin des Weges?. Wir schüttelten uns bei den Händen und versprachen uns die Verbindung zwischen uns zu erhalten. Ich winkte noch mal. Vielleicht winkte er zurück, ich konnte es nicht sehen. Es musste mir wohl Mücken in die Augen geflogen sein, denn sie waren feucht. Ich ging zurück in die Stadt, betrat das Gebäude der Armoury.

Willy erreichte Ottawa wohl behalten und fand Arbeit als Tellerwäscher im Restaurant des kanadischen Parlamentsgebäude. Nicht lange danach wurde er dort der vierte Koch. Er heiratete seine Marianne.

Während Willy sich langsam vom 4.Koch zum Chef Koch hoch kochte, arbeitete Marianne weiter bis sie ihrem Willy sein erstes Kind schenkte. Es war ein Junge. Dieser wuchs heran und ist heute Arzt und Major in der Armee. Willy kaufte sich ein schönes Haus in dem er auch heute noch mit seiner Frau wohnt. Sie schenkte ihm noch drei weitere Kinder.

Willy wurde schließlich der Manager des Restaurants im Parlamentsgebäude. Nach 30 Jahren ging er in Pension. In seinem Spielzimmer hängen Momentos, darunter auch eine Anzahl Fotos von kanadischen Staatsoberhäuptern und berühmten ausländischen Diplomaten, die sich für das ausgezeichnetes Essen, mir ihren Unterschriften und lobenden Worten bedankten. Heute ist er pensioniert und vertreibt sich seine Zeit im Sommer mit viel Golf und Curling im Winter.

## 17. Wieder ein Neuer Anfang

Mich brachte man an diesen Donnerstag zum Armee Depot in Toronto. Dort erhielt ich ein Bett, wurde so gut gefüttert, dass ich mein verlorenes Gewicht schnell wieder gewann, bekam \$25.00 für jeden Tag, den ich dort mit Prüfungen aller Art, und körperlichen sowie ärztlichen Untersuchungen zubrachte.

Am vierten Tag wurde ich ins Büro des Depot Kommandanten gerufen. Er offenbarte mir, dass ich alle Prüfungen bestanden hatte. Dann wollte er von mir wissen, in welche Waffengattung ich zu dienen wollte? Meine Antwort war:

„Fernmelde- Korps!“

Zuerst war ich sehr enttäuscht, als er mir darauf erklärte, für mich käme nur die Infanterie, Artillerie oder Panzer in Betracht, da ich als Nicht Kanadier in keiner Einheit dienen könne, deren Mitglieder Geheimnisträger sein müssen. Solange ich die kanadische Staatsbürgerschaft nicht hätte, konnte man mir keine Sicherheitsstufe zu weisen. Während er sprach,

ging mir der Gedanke durch den Kopf, dass ich da durch vielleicht mit einem blauen Auge davon gekommen sein könnte? Schon hörte ich mich sagen:

„Dann möchte ich mich nicht verpflichten, sondern Zivilist bleiben!“

Kurz danach fand ich mich in einem Bus wieder, der mich nach Ottawa brachte. Mit Infanterie, Panzer, oder Artillerie wollte ich nichts zu tun haben. Zu gut dazu, wisst Ihr. Zu fein!

Vielleicht war dies eine erneute Chance für mich im zivilen Sektor eine Arbeitsstelle mit Zukunft zu finden? Wenn ich doch nur einen vernünftiges Handwerk gelernt hätte.

Meine Freunde, eingeschlossen Willy, waren überrascht mich wieder zu sehen. Unterkunft fand ich schnell, denn Geld hatte ich ja nun. Mein Auto war auf dem Schrotthaufen. Henry hatte einen Unfall damit gebaut. Na ja, es war ja auch gar nicht mehr meines.

Einige Tage später fand ich Arbeit, als LKW Fahrer. Ich hatte bis dahin noch nie einen drei Tonnen LKW gefahren. Hatte dafür aber gelernt, so zu tun als ob, wenn man nach einem bestimmten Können gefragt wird:

„Ja natürlich kann ich das!““

Ich höre heute noch das Getriebe kreischen, als ich am ersten Tag ziemlich nach dem zweiten Gang suchte. Mit dem Anfahren haperte es ebenfalls bis ich genügend Übung darin hatte. Meine Arbeit bestand darin zu den einzelnen Regierungsgebäuden zu fahren und 1m3 große Altpapierballen zu laden., Mit der vollen Ladung kehrte ich zurück in den Hof der Firma, um nachdem abgeladen war, aufs neue los zu fahren. Meistens machte ich vier

Fahrten am Tag. Überstunden waren nicht erlaubt. Der Stundenlohn bestand aus \$0.75 Das war ein Hungerlohn. Sämtlich Arbeiter waren Immigranten, die keine andere Wahl hatten.

Ich arbeitete dort fast einen Monat lang. Ich schaute mich dabei auch nach anderer Arbeit um. Ungeduldig wie immer, begann ich mich mit der Aussicht als Infanterie Soldat zu dienen, vertraut zu machen.

So ging es einfach nicht weiter. Meine beiden Freunde machten Fortschritte. Meine Bekannten verdienten gutes Geld und dadurch das sie ein Handwerk gelernt hatten arbeiteten einer guten Zukunft entgegen. Willy wollte mich bei sich unterbringen, vielleicht als Tellerwäscher Nummer 2? Henry versprach mir Arbeit in seiner Bäckerei. Ein Schweizer Automechaniker bot mir eine Stelle als Tankwart an. Ich sagte zu allem, No!

War ich etwa ein Versager? Nee! Das wollen wir jetzt mal sehen, ging es dauernd in meinem Kopf herum.



Ich fuhr mit dem Bus nach Toronto, meldete mich bei dem Depot Kommandanten. Ich informierte den Offizier, ich sei bereit, mich für drei Jahre zu verpflichten und in der Infanterie zu dienen. Als ich einen Tage später in seinem Büro meine rechte Hand erhob, während die linke auf der Bibel ruhte einen Schwur ablegte, der mir das Leben kosten konnte, war das Datum der 16. Mai 1954. Fast genau ein Jahr war vergangen, seit ich in Halifax dieses große Land betrat.

Die Zukunft würde um ein vieles interessanter sein, als dieses erste Jahr, welches eigentlich viel abenteuerlicher war, als das der meisten Immigranten.

Würde ich den Taler der Königin heute noch einmal nehmen?  
„Ja!“

Würde ich manches anders machen? „Ja!“

Bereue ich irgend etwas

„Nein,“ denn das hätte überhaupt keinen Wert.

Ist Kanada zu meiner Heimat geworden? „Ja!“

Vielleicht werde ich einmal weiter erzählen, denn ich wurde reich beschenkt und hatte eine interessante Laufbahn. Wie voraus zu sehen war, griff ich oft eigenmächtig in das „Rad des Schicksal“ hinein und änderte damit die Richtung meines Lebens und das derjenigen die mir anvertraut waren.

*Meiner lieben Frau von 40 Jahren danke ich von ganzem Herzen. Sie wurde von Anfang an der Stützpfeiler, der unsere Familie zusammen hielt und mich bändigte, wenn ich wieder einmal zu ungestüm war. Auf meine beiden Jungs bin ich sehr stolz. Sie haben viel mehr erreicht, als ihr Vater. Als Lehrer tun sie ihr bestes aus jungen Kanadiern kluge Bürger zu machen. Als Ehemänner und Väter sind sie sich ihrer Verantwortung bewusst und handeln danach. Mehr kann ein Vater nicht verlangen.*

*Diese Erzählung, die aus dem Wunsch geboren wurde, meinen Kindern und Enkelkindern zu erzählen, wie alles begann, gab mir Anlass Gott danken. Denn er hat mich wahrhaftig gesegnet, beschützt und beschenkt. Ich hoffe, dass ich Ihm dieses mir anvertraute Gut hoch verzinst am Ende meines Leben zurück geben kann.*